Hols.
221

26.221

Halligenbuch.

Eine untergehende Inſelwelt.

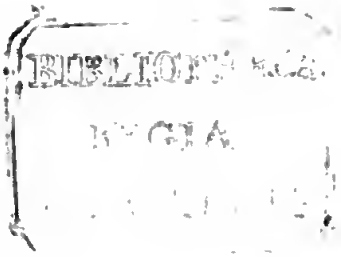
Von

Chr. Johanſen.

Schleswig.
Schulbuchhandlung.
(Dr. C. F. Heiberg.)
1866.

105

Hols. 221



Vorwort.

Das vorliegende Büchlein möchte seinen Lesern einen Einblick in die Verhältnisse einer immer kleiner werdenden Inselwelt an der Westküste des Herzogthums Schleswig gewähren.

Es möchte ferner, da das Absterben des Volksthums auf jenen Eilanden mit dem Zerbröckeln der Inselschollen gleichen Schritt hält, seinerseits dazu beitragen, ein hinsiechendes Volksthum neu zu beleben.

Hätte der Verfasser ausschließlich für seinen Volksstamm geschrieben, so würde er sich in seinen Erzählungen der treuherzigen Mundart der friesischen Insulaner bedient haben. Da er jedoch auch einem größern Publicum sowohl das eigenthümlich Friesische als das allgemein Germanische des Büchleins

zugänglich machen wollte, wählte er seine und seines Volksstammes zweite Muttersprache als Darstellungsmittel. Einige Erzählungen wurden schon vor mehreren Jahren im nordfriesischen Dialect aufgezeichnet. In der vorliegenden Bearbeitung hat der Verfasser manche friesische Wörter und Wendungen beibehalten, damit das Büchlein den friesischen Leser anheimele und den nichtfriesischen fortwährend daran erinnere, daß der Schauplatz der Erzählungen eben an den Grenzmarken deutschen Landes und Lebens zu suchen ist. Uebrigens ist das Verständniß überall durch kurze Andeutungen vermittelt

Und so gehe denn hinaus, mein Halligenbuch, mit deinen Skiltjis, Statjis und Telen Zeugniß zu bringen von der Sage und Sitte, von dem biedern Sinn und der rechten Einfachheit, von der Treuherzigkeit und Gottesfurcht der Bewohner einer untergehenden Inselwelt im deutschen Meere!

Schleswig, in der Osterzeit 1866.

Inhalt.

Seite

Die Nordsee eine Mordsee 1
Ebbe und Fluth 4
Die Watten. Entstehung derselben 7
Die Watten. Bestandtheile derselben 12
Die Wattströme 18
Die Halligen in ihrer jetzigen Gestalt 21
Die Werfte mit dem Halligbause 25
Die Fethinge 33
Wie Wasserquellen und Nahrungsquellen versiegen . . . 36
Die Halligwiesen 39
Sommer und Winter auf der Hallig 43

Erzählungen aus der Spinnstube auf der Hallig:

Erste Erzählung: Wie die Dünen entstanden sind . . 58
Zweite Erzählung: Benno Butendick 61
Dritte Erzählung: Der König Abel und der Rademacher Wessel Hummer 66
Vierte Erzählung: Hark Ulys 72
Fünfte Erzählung: Von den Wogenmännern und andern Seeräubern 94

Seite

Sechste Erzählung: „Wo soll ich denn hin?“ sagt Jacob Caspers 101

Siebente Erzählung: Der letzte Heide auf den nordfriesischen Inseln und wie die Friesen zum Christenthum bekehrt wurden 109

Achte Erzählung: Die Jungfrau von Cordouan . . 118

Ein Schlicklauf 126

Vor dem Lichte der treuen Schwester auf der Hallig . 138

Der Sonntag auf der Hallig 145

Der Halligprediger 151

Der Halligmann als Seefahrer. Das Jahr 1744 . . . 164

Das ist Gottes Finger! 172

Die Nordsee eine Mordsee.

Die Nordsee wird häufig von den Bewohnern ihrer Küsten eine Mordsee und diese Küste selbst eine Schiffbruchküste genannt, und nicht mit Unrecht. Denn die vom wilden Sturme gepeitschten, aus den kalten Tiefen der Nordsee heraufahrenden Wogen kennen kein Erbarmen und wissen nichts von Schonung. Sie schonen weder das Menschenleben noch die Werke der Menschenhand.

Nicht genug, daß die Nordsee diese nicht schont; vergreift sie sich doch an ihren eigenen Werken und Gebilden. Sie selbst zerstört und zerreißt die Sandbänke, die Watten und Marschen, die sie gebildet hat; denn Verderben und Zerstören, Auflösen und Verschwindenlassen scheint nun einmal ihr Leben und ihre Lust zu sein.

Laß dir erzählen, freundlicher Leser, von den Schiffbrüchen und Strandungen an den Küsten der Nordsee, wo im Sande versunkene Gerippe großer Seeschiffe die Stelle

bezeichnen, wo ein ſtolzer Oſtindienfahrer zerſchellt wurde und die Mannſchaft deſſelben in Wogenbergen ihr Grab fand, — laß dir erzählen von den Koſtbarkeiten fremder Welttheile, die in Kiſten und Ballen verpackt mit langen Meergräſern und Seetang umſponnen ſeit Jahrhunderten in der Tiefe liegen, — oder vernimm die Berichte, wie die Wogen der Nordſee dieſem oder jenem Seemann, der ſein nacktes Leben einem ſchwimmenden Wrackſtück anvertraut hatte, ſeinen Halt und Hort entriſſen und ihn hinabzogen in die Tiefe, wo er in einem Knäuel von Seetang und Seekrebſen neben anderm Gebein von Menſchen und Thieren vom Fluth- und Ebbſtrom hin und her geworfen wird, — und du wirſt mit mir ſagen: die Nordſee iſt eine Mordſee.

Sieh ſie an, jene Küſten, wo ſich's dünt, wo die Umriſſe der Sandberge aus dem grauen Nebel hervortreten, und laß dir erzählen von dem Zerbröckeln der Inſelküſten und dem Zuſammenſtürzen der unterminirten Dünenwand, hinter welcher die geſegneten frieſiſchen Marſchen liegen, wo der friedliche Hirte ſeine Heerde weidet und der ſingende Pflüger ſeine Furchen zieht, und dann laß dir ſagen, was das Grollen und Toben der Nordſee zu bedeuten hat.

Sie ſagt: Wartet nur, ihr Dünen und ihr Marſchen, ihr ſollt mein werden; wo du Hirte deine Heerde weideſt,

wo du Pflüger deine Furchen ziehst, — da, eben da soll der Seehund sich sonnen auf der abgeplatteten Sandbank, und mein Fluth- und Ebbstrom soll dort den Boden furchen; denn bin ich erst fertig geworden mit dem Zerstören der Dünenwand, so wird mir auch das Abnagen des Rasens und das Auflösen und Fortschwemmen der Thonmassen gelingen, damit der Sand des Marschgrundes mir bleibe als unbestrittenes Eigenthum.

Weißt du, mein Leser, was eine Brandung ist? — Wenn nicht, so will ich dir's erklären. Wo die Wogenberge der Nordsee auf Widerstand stoßen, daß sie zusammenbrechen und zerstieben, da siehst du eine lange Reihe tanzender, mit Schaum bedeckter Wasserkegel mit weißen Häuptern, deren Sinken und Steigen in regelmäßigen Zwischenräumen abwechselt, — das sind die Brandungen.

Fragst du weiter, warum die brandenden Wasserkegel immer an einem und demselben Orte ihr wunderbares Spiel treiben, so laß dich weiter belehren, daß die langgestreckten unterseeischen Sandbänke jenen Widerstand leisten, der freilich schwach genug ist, da Sand auf Sand gebaut der Macht der Wogen nicht auf die Länge gewachsen ist.

Die Brandungen sind ein rechter Brand, der selbst den nassen kalten Meeresboden nicht schont, sondern wie

ein Feuerbrand den Wald oder den Moorboden dort den ſandigen Meeresgrund zerſtört und das Bette des Meeres tiefer gräbt.

Dann ſieht ein Sohn der Nordſeeküſte noch etwas ganz Anderes in den weißen Kegeln der Brandungswogen. Ihm ſind die weißen Waſſerpyramiden die Leichenſteine ſeiner Vorfahren, die in der Tiefe des Meeres begraben liegen, und das Toſen und Toben der Wellen und Wogen iſt ihm ein Grabgeſang, ein Grabgeſang, der nicht bloß als Klagelied um Verſtorbene angeſtimmt wird, ſondern zugleich im Voraus ſchon die mit beſingt und beklingt, die über kurz oder lang eine Beute der Nordſee werden.

Ebbe und Fluth.

Die Hebungen und Senkungen, das Steigen und Fallen der Wogen und Waſſerberge ſind ſo regelmäßig, wie der Odem eines Lebendigen.

Wie aber die einzelne Woge und Welle ſich hebt und ſenkt, ſo hebt und ſenkt ſich die ganze Waſſermaſſe des offenen Meeres: Ebbe und Fluth iſt ein Athmen der See.

„Er faſſet die Waſſer in einen Schlauch!“ — So

ſprechen wir lobpreiſend von dem, der die Erde und das Meer und alles, was darinnen iſt, gemacht und der Erde wie dem Meere Grenzen geſetzt hat. Er iſt groß in ſeinen Werken, groß in ſeiner Unwandelbarkeit, der Wandelbarkeit ſeiner Werke gegenüber.

Durch die Ebbe werden die Waſſer in einen Schlauch gefaßt, daß das Meer zurückweichen muß von den Eilanden und Küſten, daß der Meeresgrund bloß gelegt werde mit ſeinen bunten Steinen und Muſcheln, mit ſeinem gefurchten Sandboden und ſeinen grauen Watten und Schlammlagern.

Dieſes Zurückweichen des Meeres dauert ſechs Stunden, und nach ſechsſtündigem Ebben tritt die tiefſte Ebbe, die Hohlebbe ein, d. i. ein Stillſtand, weder Ebbe noch Fluth, dem zur Fluthzeit die Hochfluth entſpricht.

Du wähnſt, der bloßgelegte Meeresboden ſei eine öde Wüſte. Du irrſt dich. Die Furchen des Seebodens und die größeren Rinnen und breiteren Tiefen durchziehen und durchſchlängeln die gelbe und graue Sand- und Wattenfläche als ſilberne Adern, Bäche und Ströme, die ſchmäler und ſchmäler werden, wohl gar verſchwinden und zur Zeit der tiefſten Ebbe nur noch als dunkler gefärbte Streifen und Schlangenlinien erſcheinen, bis ſie von der wiederkehrenden Fluthwelle auf's Neue gefüllt

werden, allmählich anſchwellen, ſich in einander verlieren und zur Zeit der unruhigen höchſten Fluth durch kein Kennzeichen irgend einer Art ihr Daſein verrathen.

Fragſt du nach den Merkmalen der tiefſten Ebbe und der höchſten Fluth, ſo kann jedes Halligkind dir Rede und Antwort geben.

Um hohe Fluthen kümmert man ſich mehr, als um hohle und tiefe Ebben, und von den Merkmalen der erſtern weiß man dir ungleich mehr zu ſagen, als von den Merkmalen der letztern.

Das iſt auch ganz natürlich. Denn die Fluth iſt eine Feindin des Lebens, wenigſtens des menſchlichen und des Lebens der Landpflanzen, und die Menſchen haben ein ſcharfes Auge für das, was ihnen Schaden bringt, und werden durch traurige Erfahrungen gewitzigt.

Der Halligknabe zeigt dir bereitwillig, was du ſehen willſt, — die Merkmale der höchſten Fluth. Er macht dich aufmerkſam auf einen dunklen Streifen mit weißen Punkten, der aus angeſchwemmten Seegräſern und weißen Muſcheln gebildet iſt und die ganze Hallig umſäumt, er giebt dir damit das Merkmal an, mit welchem die letzte hohe Fluth ihre Höhe ſelbſt bezeichnet hat. Wenn du ferner wiſſen willſt, wie hoch außergewöhnliche Fluthen ſteigen, ſo ſagt er dir, die Sturmfluth des Jahres 1825 ſei 20 Fuß höher geſtiegen als die gewöhn-

liche, und damals hätten nur die Häuser und die Dächer der Häuser aus dem Hochwasser hervorgesehen, Alles sei eine wilde wogende See gewesen, und am Holzwerk seines Hauses und an der Mauer des Kirchleins sei die Höhe jener Fluth durch einen grünlichen Streifen bezeichnet.

Von der Tiefe der größten Hohlebbe weiß man dir weniger zu sagen: „So weit das Auge reicht ist nichts als graues Watt zu sehen. Die Wattströme sind nur noch auf dem Grunde mit Wasser angefüllt. Die Wattenschiffe stehen auf ihrem Kiel im Trocknen, während der Wattenschiffer von der trocknen Muschelbank ganze Körbe voll weißer Muscheln holt, sein Schiff zu beladen. Nur von jener fernen Düneninsel aus soll man noch das Meer erblicken und den dumpfen Schall der fernen Brandung hören können.“ So lautet der einfache Bericht des Halligknaben über die Hohlebbe.

Die Watten. Entstehung derselben.

Ein Halligknabe las einmal an einem Sonntagnachmittage dem alten Großvater aus der Hausbibel vor, was der Prophet Hesekiel in dem sechsundzwanzigsten Kapitel seines Buches von der großen und reichen Stadt

Tyrus weissagt: „Ich will sie zu einem **Wehrd** im Meer machen, darauf man die Fischgarne ausspannt, denn ich habe es geredet, spricht der HErr, und sie sollen den Heiden zum Raube werden.“

Der Halligknabe hielt inne und fragte den Alten, was denn ein Wehrd sei.

„Ein Wehrd, — das ist ein Watt,“ sprach der Alte und fing an, seinem Enkel von dem friesischen Tyrus, woraus ein Watt geworden sei, zu erzählen. Unter dem friesischen Tyrus verstand der bibel- und geschichtskundige Alte das längst untergegangene Städtlein Rungholt, das im alten Nordstrand lag und seines Reichthums wegen berühmt, der Gottlosigkeit seiner Bewohner wegen aber eben so berüchtigt war. Hören wir der Erzählung des Alten zu.

„Wo jetzt der Rungholter Sand oder das Rungholter Watt ist, war vor Anno 1300 festes Land. Das Land Nordstrand umfaßte in jener Zeit mehr als dreißig Kirchspiele. Alle Halligen bildeten mit Nordstrand ein großes fruchtbares Land, die Perle Nordfrieslands, und jenes Nordstrand war nur durch schmale Wasserstraßen von Föhr und Amrum getrennt. Der westliche Küstensaum Nordstrands war damals mit Sanddünen besetzt, die das Land gegen den Andrang der

Wogen und Wasserberge des Meeres schützten. Wo das Land aber an Wasserstraßen grenzte, oder wo die Dünen durchbrochen waren, schützten Deiche und Dämme die Fennen und Wiesen gegen die Ueberschwemmungen der See.

„Die Insassen des Landes Nordstrand waren größtentheils reiche Leute, sonderlich die Rungholter. Rungholt selbst war ein schönes Städtlein mit großen Häusern und stattlichen Kirchen, deren hohe Thürme dem Schiffer auf der See schon in weiter Ferne den Weg wiesen in die Schmaltiefe und den Hewerstrom. In Rungholt wurden die Producte des Landes auf den Markt gebracht, wo sich Käufer aus allen Gegenden Nord-, Ost- und Westfrieslands, aus Sachsenland, Holstein, Schleswig und Grimmahorna — wie die Alten Dänemark nannten — einfanden und jeder an seinem Theil dazu beitrug, Rungholt angesehen und reich zu machen. Aber wie das so geht, die reich und angesehn gewordenen Rungholter vergaßen in ihrem Wohlleben und eben wegen ihres Wohllebens das Beten und Arbeiten und lernten Gott und sein Wort, die Kirche und ihre Diener verachten.

„Was von den Ueberschwemmungen in alter Zeit den Rungholtern erzählt wurde, das hielten sie für Fabeln und Mährchen und meinten, so etwas passire heut' nicht mehr, die Deiche und Dünen seien jetzt auch viel stärker

und höher, als ehemals, und es müsse eben Alles so bleiben, wie es jetzt sei.

„Wenn sie ihre Freudengelage und Feste hielten — es waren nicht die heiligen Feste der Kirche — und toll und voll geworden waren, vermaß sich mancher, den „blanken Hans“ mit gotteslästerlichem Wort herauszufordern: „Kahm nu, blanke Hans!“

„Die See wurde der blanke Hans genannt, weil sie nach den Erzählungen der Alten die Deiche durchbrechen und die eingedeichten Strecken des Landes so mit Wasser überschwemmen könne, daß von den grünen Fennen und weißen Kornfeldern nichts mehr zu sehen, sondern Alles in eine blanke Wasserfläche verwandelt wäre.

„Die Thoren. Der „blanke Hans“ war und ist nichts; aber der lebendige Gott, der die Wasser der Erde in einen Schlauch fasset und sie wieder ausströmen läßt, war damals, ist noch jetzt und wird immerdar sein der allmächtige Gott, der Wolken, Fluth und Winde nach seinem Willen lenkt und sich nicht spotten läßt von den schwachen Menschenkindern. Wenn nun jene Thoren den „blanken Hans“, der nicht war und ist, zu necken meinten, spotteten sie mit solchem Wort des Herrn, der da war und ist ein lebendiger Gott, ein Rächer denen, die ihn verachten, und ein Nothhelfer denen, die ihn fürchten.

„Der „blanke Hans“ kam. Er gehorchte einfach dem, der ihn kommen hieß.

Ein heftiger Nordweſt trieb die Wogenberge der Nordſee gegen die Dünen, Deiche und Dämme des Nordſtrandinger Landes, daß ſie zerbrachen und zerbröckelten. Da ſtürzten die wilden Fluthen herein in das bedeichte flache Land, warfen Häuſer, Kirchen und Mühlen um, begruben Menſchen und Thiere unter den Trümmern und verwandelten den Rungholter Koog in einen blanken See, auf welchem Leichname von Menſchen und Thieren, Trümmer von menſchlichen Wohnungen, Haus- und Feldgeräthe wunderbar durcheinander gewürfelt umherſchwammen im Mondenſchein der kalten Winternacht.

Die Bewohner der Köge in der nächſten Umgebung Rungholts hatten vollauf zu thun, die Deichbrüche an ihren eigenen Kögen zu verſtopfen, ihre vom Sturm und Meer beſchädigten und zerſtörten Wohnungen wieder auszubeſſern und neu aufzubauen. Wie Rungholt ſich in den Tagen ſeiner Wohlmacht um andere Menſchen wenig gekümmert hatte, alſo kümmerte ſich nach Rungholts Verödung kein Menſch um die Stätte, wo Rungholt geſtanden; nur der im Uebermuth angerufene „blanke Hans“ hielt alltäglich zweimal als Fluth- und zweimal als Ebbſtrom ſeinen Ein- und Auszug im Rungholter Koog, alſo daß die Deichbrüche und Dünenriſſe ſich zu Seethoren

und Gaten erweiterten und die Fluth immer ungehinderter ein- und auspaſſiren konnte. Dann kam der Froſt und verwandelte bei ſtillem Wetter den See des blanken Hans in eine ſpiegelblanke Eisfläche, die erſt zur Zeit der Frühjahrsſtürme mit wunderbarem Klingen zerbarſt. Aus den mächtigen Riſſen ſtürzten die vom Meere verſorgten Waſſer der Tiefe hervor. Die Eisſchollen wogten auf und ab, fegten den Boden rein, riſſen alle Spuren einer Grasnarbe mit ſich fort, wühlten den Kleiboden auf und trieben den Moraſt in gewaltigen Maſſen vor ſich hinaus in die Seegaten und von dort weiter fort in die Tiefen der Nordſee.

„Alſo ward Rungholt mit ſeiner Umgebung eine Sand- und Schlammbank, ein Watt, und ich meine, wir Halligleute müſſen unwillkürlich bei den Worten des Propheten Heſekiel an Rungholt denken, das wie Tyrus um ſeiner Sünden willen verödet zu einem Wehrd im Meere geworden iſt.“

So weit die Worte des Großvaters, welche dir ſagen, wie die Watten entſtanden ſind.

Die Watten. Beſtandtheile derſelben.

Da die meiſten Watten als Trümmer ehemaliger Inſeln und Landſtrecken zu betrachten ſind, die

den übrig gebliebenen Inseln und Küstenstrecken gleich waren, so müssen sie auch dieselben Schichten und Ablagerungen enthalten, aus welchen einst der gemeinschaftliche Untergrund der noch vorhandenen und der längst untergegangenen Inseln und Landstrecken bestand, und nur auf der täglich zweimal überflutheten Oberfläche der Watten möchten allerlei Gebilde vorkommen, die auf dem Insel- und Küstenlande nicht gefunden werden.

Ein Watt ist ja nichts anderes als eine nackte Insel, eine Hallig, der die böse Sturm-, Wasser- und Eisfluth das aus grünen Gräsern und buntem Klee gewirkte Kleid ausgezogen und nichts als eine dünne Schlammdecke wiedergegeben hat, in der es von kleinen Seethieren wimmelt. Und diese dünne Schlammdecke ist noch dazu voll von großen Löchern, daß der Untergrund an vielen Stellen völlig nackt zu Tage tritt und dir weiter nichts zeigt als den todten Klei, wie der blaue Thon, aus welchem die Marschen gebildet sind, von den Friesen genannt wird.

Den Schlamm, mit welchem einige Wattenflächen spärlich bedeckt sind, nennen wir hier zu Lande Schlick, und ein Schlickläufer ist ein Mann, der von Hallig zu Hallig über die Watten und durch den Schlick läuft.

Der Schlick ladet übrigens gar nicht zum Spazieren ein, und es würde dir, dem Ungeübten, übel gehen,

wenn du dich unterfingeſt, einen Schlicklauf auszuführen. Dein Beinkleid und dein Rock würde mit breiten Randgloſſen verſehen werden und ſelbſt der Hut würde von dem unter deinen Tritten aufſpritzenden Schlick mit allerlei Zierrathen bemalt werden. Und wie würde es erſt mit den Stiefeln gehen? Hier und da würde der zähe Klei als tüchtiger Stiefelknecht den Stiefel feſthalten, und du würdeſt bei deiner Bemühung, mit Hülfe der Hände Fuß und Stiefel wieder herauszuziehen, leicht das Gleichgewicht verlieren und einen recht tiefen Abdruck deiner Perſon im Klei machen, der noch ein paar Wochen ſtehen bleiben würde, den Halligknaben, der einen Schlicklauf beſſer verſteht, an deine Ungeſchicklichkeit zu erinnern.

Dort auf der gelben Fläche, wo die großen Steine liegen und die weißen Seemöven unter den Tangbüſcheln etwas zu ſuchen ſcheinen, dort wird's beſſer gehen. Das iſt ein ſandiges Watt; denn die breite Waſſerſtraße, welche es von der benachbarten ganz aus Sand beſtehenden Bank trennt, hat dem Wattenſaum von den reichlich vorhandenen Sandmaſſen etwas mitgetheilt und ihn recht ebenmäßig mit reinem gelben Sand bedeckt. Die großen Steine ragen nur mit ihren Köpfen hervor, während der Steinleib von einer feſten Kleimaſſe umſchloſſen iſt und der Fuß durch einen noch feſtern Untergrund vor dem Verſinken bewahrt wird.

Willst du die Schichten und Ablagerungen des Watts gründlich kennen lernen, so komm mit mir nach jener Torfgrube, aus der man unterseeischen Torf zu Tage gefördert hat. Zwar wird die Grube mit Seewasser gefüllt sein; aber das Seewasser ist so rein und klar, so durchsichtig, daß man bis auf den Grund hinab deutlich sieht, woraus die Wände der Grube gebildet sind.

Was du hier siehst, sind große Stücke unterseeischen Torfs, die aus jener Grube heraufgeholt wurden. Sieh den Seetorf an, wie er von der Sand- und Kleischicht so fest zusammengepreßt ist. Noch sieht man deutlich, aus welchen Pflanzen er sich gebildet hat. Diese langen Fasern, ein Hauptbestandtheil des Seetorfs, sind Binsen, die einst mitten im Sumpfe — natürlich in einer Süßwassersammlung auf dem Lande — fröhlich wuchsen, sich besamten, vermoderten und einer neuen Pflanzendecke Platz machten. Du siehst hier, wie eine Pflanzendecke sich immer auf einer älteren abgestorbenen entwickelte, bis sie selbst starb und wie jene früheren die tragende Unterlage eines neuen Pflanzenlebens ward.

In den großen Torfstücken dort sitzen noch Wurzeln großer Gesträuche und Bäume, ein Beweis, daß hier einst Bäume wuchsen.

Was ist das? Das ist ein Stück Bernstein. Sieh, es sitzt noch eine Fliege darin. Es ist zu Stein ge-

wordenes Gummi von einem Baume, der an dieſer Stelle ſeine Aeſte ausbreitete, dieſes Gummi ausſchwitzte, worin eine neugierige Fliege umkam, die mit dem Gummi verſteinert ward.

Die ganze Darg- oder Seetorfſchicht iſt hier, wie du ſiehſt, abgegraben, und der weiße Sand auf dem Grunde der Darggrube iſt urſprünglicher Meeresſand, Meeresboden, auf welchem noch Schalen von Seemuſcheln und Gerippe von Seethieren gefunden werden.

So wurde einſt in einer fernen Vorzeit, als die Wogen der Nordſee von dem weſtlichen Rande der ſchleswig-holſteiniſchen Geeſt zurückwichen, der Meeresgrund bloßgelegt; darauf bildeten ſich Sümpfe und Moräſte auf dem bloßgelegten wellenförmigen Meeresboden, und als ſpäter das Bette der Nordſee ſich abermals erweiterte, eroberte die See ihr früheres Gebiet wieder; die lockern ſchwammigen Maſſen, aus welchen der Darg beſteht, ſanken zuſammen, und über den Darglagern bildete ſich ein Niederſchlag, deſſen Mächtigkeit immer größer ward. Es entſtanden die Marſchen.

Es mag wenige Flecke auf der Erde geben, wo ſo gewaltſame Veränderungen und Umwälzungen ſtattgefunden haben, wie gerade hier.

Dort im fernen Weſten wurde, als die Nordſee zurückwich, eine Dünenreihe aufgeworfen, die einen freilich

an Stellen durchbrochenen Wall bildete, hinter welchem die von den Flüssen herbeigeschwemmten Erd- und Lehmtheilchen, Schalthiere und Pflanzenüberreste sich auf den versunkenen Moorstrecken ablagern und die Marschen bilden konnten. Die ganze Ländermasse Frieslands, die ehemals weit in die Nordsee hinausragte, ist als eine Menge Delta's zu betrachten, die der Elbstrom in Vereinigung mit andern Strömen bildete oder bilden half, denn die Marschen sind ein Product der Flüsse und des Meeres, weil grade da, wo der einwärtsströmende Fluthstrom dem auswärtsströmenden Wasser der Flüsse und Flußmündungen begegnet, sich ein Niederschlag bildet, der nach und nach den Boden erhöht und zuletzt über die Meeresfläche hervorragt.

Wenn Flußwasser und Seewasser mit ihrer Arbeit fertig geworden sind, fangen die Menschen an, das neue Land zu bebauen und zu bewahren. Sie bauen Deiche und Dämme und der Koog ist fertig. Sie pflügen und säen im neuen Koog, bauen Höfe und Dörfer und freuen sich ihres Lebens, — bis die grollende See wiederkommt und den Grund und Boden des Koogs abermals in Meeresgrund verwandelt.

Die Wattströme.

Wie das feste Land von Strömen und Flüssen durchschnitten wird, so werden die Watten nicht weniger durch Ströme zerschnitten, durch Ströme von einander getrennt, durch Ströme nicht bewässert, sondern entwässert. Die Ströme auf und zwischen den Watten werden je nachdem sie kurz oder lang, schmal oder breit, in der Nähe des Landes oder weiter von demselben entfernt sind, Prielen, Laien, Loben, Seegaten und Seegossen genannt. Die beiden letztern Namen bezeichnen die breiten und tiefen Mündungen größerer Wattströme. Alle Wattströme haben das Eigenthümliche, daß ihre grauen Ufer nebst der ganzen übrigen ebenfalls grauen Umgebung zur Zeit der Fluth mit Wasser bedeckt sind, daß sie also nur zu gewissen Zeiten als Ströme erscheinen.

Die Süßwasserströme empfangen, wie jeder weiß, ihre Nahrung von den Quellen am Fuße der Berge und Höhenzüge: die Wattströme werden umgekehrterweise vom Meere aus mit Wasser versorgt. Daher ist das Wasser derselben auch ebenso salzig wie das Meerwasser.

Die Wattströme sind von großer Bedeutung für die Inseln und das Festland. Wenn sie nicht wären, könnte kein größeres Schiff aus der See an den Inseln und Halligen vorüber nach dem Festlande fahren; denn die

gewöhnliche Fluth bringt nicht so viel Wasser, daß ein größeres Fahrzeug über die Watten hinwegsegeln könnte.

Die Wattströme sind ferner die Fahrstraßen, auf oder vielmehr in welchen die Fische des Meeres sich dem Lande nähern und wieder in die See zurückkehren. Das weiß der Fischer. Darum spannt er sein Netz quer über den Wattstrom und ist seiner Beute gewiß.

Die ganz kleinen Rinnen auf den Watten sind wie die etwas tiefern Bäche des Wattstroms vom lieben Gott so recht für die verschiedenen Vogelarten gemacht, daß dieselben mit ihren kürzeren oder längeren Beinen nicht tiefer zu waten brauchen, als sie es nöthig haben, um reichliche Nahrung zu finden.

Und welche Abwechselung erhält die einförmige Wattenlandschaft durch die Wattströme! Von einem Kirchthurm an der Küste des Festlandes aus gesehen erscheint die ganze Wattenlandschaft zur Zeit der Ebbe als ein ungeheures aus silbernen Fäden gestricktes Netz mit ungleich großen und verschieden geformten Maschen, und aus den größten Maschen ragen grüne, begras'te Flecke hervor, die auf ihrem Rücken Hügel tragen, welche mit Häusern, menschlichen Wohnungen, besetzt sind. Diese grünen Flecke sind die Halligen der Nordsee, und die Erdhügel sind die friesischen Werfte oder Wurthen mit den Häusern der Hallig.

Auf der Schlick an den Ufern der Wattströme und über diesen Ufern in der Luft ist's lebendig von Seevögeln, die ihre Speise finden zu rechter Zeit.

Auf jener Sandbank am äußersten Ende des Watts sonnt sich eine Heerde von Seehunden, und dort tanzen die Tümmler (Delphine) in dem breiten Wattstrom, den die wiederkehrende Fluth zusehends erweitert.

Du begreifst wohl, was die an der einen Seite des Wattstroms in den nassen Boden hineingesteckten langen Stöcke und Reiser, an welchen ganz oben Kehrwische festgebunden sind, zu bedeuten haben? Es sind Wegweiser für den Schiffer, der im rechten Fahrwasser bleiben muß, da er leicht Schiffbruch leiden würde, wenn er in der Wasserwüste zu weit rechts oder links von der Fahrstraße ablenkte. An den Mündungen der Wattströme erweisen große kegelförmige Seetonnen, die an ihrem spitzen Ende mittelst einer starken eisernen Kette an einem großen unbeweglich auf dem Grunde der Tiefe ruhenden Steine befestigt sind, dem Schiffer denselben Dienst, und auch die hohen Thürme der Kirchen — aufgehobene Zeigefinger, die den Erdenpilger nach oben weisen — zeigen dem Schiffer, welchen Cours er einschlagen müsse, in den sichern Hafen zu gelangen.

Dort am südwestlichen Horizont siehst du eine alte Thurmruine, die vereinsamt dasteht auf einsamer Insel.

Sie beſteht nur aus zwei Mauern, wird aber ſorgfältig unterhalten, denn ſie zeigt dem Schiffer auf der See den Weg in den Wattſtrom.

Die Halligen in ihrer jetzigen Geſtalt.

Dogen oder Augen des Meeres ſind die Halligen von den alten Frieſen genannt worden. Das iſt die Bedeutung des zweiten Theiles in den Zuſammenſetzungen Norderoog, Süderoog, Wangerooge u. ſ. w.

Aus den grauen Watten, wo jegliche Spur eines Pflanzenlebens erloſchen iſt, blicken die Halligen mit ihrem lebendigen Grün hervor als Dogen; voll Verwunderung ob des Wechſels und Wandels, der in dieſen Gegenden ſtatt gefunden hat, blicken ſie um ſich herum und winken den Schlickläufer herbei, daß er an's grüne Land komme und ſich's wohl ſein laſſe in der freundlichen Wohnung des biedern Halligmanns.

Nicht jede Nordſeeinſel wird eine Hallig genannt. Zu dem Begriff Hallig gehört weſentlich, daß die mit dieſem Namen bezeichnete Inſel klein iſt, daß ſie der Dünen, Deiche und Dämme zum Schutze gegen das Meer entbehrt, und endlich, daß ſie ſehr flach iſt und nur eben über den Meeresſpiegel aus den Watten hervorragt.

Die kleinste Hallig enthält 16 Morgen oder 5000 Quadratruthen rheinländischen Maßes, die größte umfaßt ungefähr 2000 Morgen. Die Bezeichnung Morgen ist jedoch nicht üblich unter den Halligfriesen; denn man rechnet hier nach Demath, welches Wort Tagmath oder Tagmaß bedeutet und eine Fläche bezeichnet, die ein Mann an einem Tage abmähen oder umpflügen kann. Die Halligen sind ferner Inseln, die selbst flach und eben mit ihren flachen Ufern ohne Gurt und Wehr da liegen im offnen Meere und bei jeder außerordentlichen Fluth überschwemmt werden, daß nur die auf künstlich angelegten Hügeln erbauten Häuser aus der Wasserwüste hervorragen gleich Noahsarchen auf der Fluth, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie nicht auf dem Wasser schwimmen, sondern fest stehen und dem Andrang der Wogenberge Stand halten müssen, so lange sie es vermögen.

Es giebt im Ganzen vierzehn Halligen an der schleswigschen Westküste. Du findest die Namen derselben auf der Specialkarte des Herzogthums Schleswig.

Die nördlichste Hallig ist Oland, das alte Land, mit einer Kirche, 17 Häusern und 57 Einwohnern.

Südwestlich von Oland liegen Langeneß und Nordmarsch, zwei langgestreckte, 4600 Morgen enthaltende Halligen, die gegenwärtig nur durch einen schmalen Wasserlauf von einander getrennt sind. Langeneß be-

deutet lange Naſe, Vorſpitze oder Cap, Nordmarſch die nördliche Marſch eines großentheils untergegangenen Landes, das in alten Zeiten alle Halligen umfaßte. Dieſe beiden Halligen bilden ein Kirchſpiel mit einer Kirche, 70 Häuſern und 238 Einwohnern.

Im Oſten von Langeneß liegen als übriggebliebene Brocken einer größern Ländermaſſe Gröde, d. i. die Grünende, Appelland, das obere Land, und Habel. Gröde hat eine Kirche, 11 Häuſer und 60 Einwohner. Auf Appelland wohnt nur eine Familie.

Weiter ſüdwärts findeſt du die Hamburger Hallig, mit einem Hauſe. Das Haus iſt übrigens kein Hamburgiſches, ſondern ein gewöhnliches Halligbaus.

Noch ſüdlicher liegt Nordſtrandiſch Moor, ein Moorklumpen, der mit Klei bedeckt iſt und bis zur Ueberſchwemmung des Jahres 1634 mitten im alten Nordſtrade lag. Größe: 900 Morgen. 50 Einwohner.

Weſtwärts von Nordſtrandiſch Moor und ſüdwärts von Nordmarſch liegt Hooge, d. i. die hohe Hallig, ſo genannt, weil ſie ein klein wenig höher liegt als die Halligen der nächſten Umgebung. Auf Hooge ſind 69 Häuſer mit 261 Einwohnern, und eine Kirche. Größe: 1000 Morgen.

Zwiſchen den genannten Halligen liegt mitten inne Beenshallig, wahrſcheinlich nach einem frühern Beſitzer

Bene oder Benne also genannt. Hier wohnen keine Menschen und doch ist diese Hallig während der Sommermonate stark bevölkert, nämlich vom Vogelvolke, von Möven- und Seeschwalbenarten, die hier nisten und, wenn die böse Fluth nicht kommt und Alles zerstört, wenigstens einmal brüten.

Noch sind zu bemerken: Pohnshallig, nach einem Besitzer, Namens Poh, also genannt, zwischen Nordstrand und dem Festlande; Südfall und Süderoog, die südlichsten Halligen, und Norderoog, das kleinste der zuletzt genannten Oogen.

Das sind die Namen der „Kindlein in des Meeres Wiege, Eilande an der Wellen Brust, wo Menschen schiffen kalt vorüber, und wo der Engel wohnt mit Lust," wie ein Dichter Frieslands gesungen hat.

Im Vergleich mit diesen Kindlein sind die größern Inseln, welche zwischen den Halligen und an den Rändern der gesammten Halliggruppe liegen, Kinder, nicht Wiegenkinder, sondern große Kinder, die im Bewußtsein ihrer Kraft dem Meere Trotz bieten und es übernehmen, die Schwachen zu beschützen.

Dort im Nordwesten liegt die langgestreckte halbmondförmige Insel Amrum, deren Westrand mit hohen Sanddünen besetzt ist, und deren mittlerer Theil wohl fünfzig Fuß über den Meeresspiegel hervorragt. Amrum

iſt ein Bollwerk, ein Wogenbrecher, an deſſen Sandmaſſen die vom Sturm gepeitſchen Wogen der Nordſee zuerſt Sturm laufen und bedeutend abgeſchwächt werden, damit die Kindlein des Oſtens nicht die ganze Wucht des Sturmes und der See erfahren.

Gegen Norden hin ſchützt die große Inſel Föhr mit ihrem Geeſtrücken und ihrem ſtarken Seedeich die ſchwachen Kindlein gegen den rauhen Nord und Nordweſt; und es iſt nur zu bedauern, daß eine breite Waſſerſtraße Föhr und Amrum von einander trennt und die Wogen fortwährend das Bollwerk Amrum benagen und Stücke von ſeinen ſandigen Rändern abbröckeln und verſchlingen.

Die Werfte mit dem Hallighauſe.

Ein guter Anfang, eine gute Grundlage iſt bei jedem Unternehmen und beſonders bei jedem Bau eine gar wichtige Sache. Auf den Halligen iſt es ganz beſonders wichtig, ein gutes Fundament zu legen, wenn man ein Haus bauen will; denn Fluth und Sturm ſind ſtarke Mächte, die das Gebilde der Menſchenhand haſſen und es zu zerſtören drohen.

Auf dem Halliggrunde kann das Hallighaus ebenſo wenig erbaut werden wie auf dem Meeresgrunde, da der

Halliggrund zur Zeit der Ueberschwemmung nichts weiter ist als Meeresgrund. Der Halligmann muß daher, wenn er ein Haus bauen will, einen hohen Hügel aufwerfen, der das Gebäude tragen und den Wogen Stand halten kann.

Da die Fluth in stürmischen Herbst- und Wintertagen 20 bis 25 Fuß höher steigt als gewöhnlich, so muß der Erdhügel, die Werfte oder Wurth, welche das Hallighaus tragen und das Leben der Halligleute bewahren helfen soll, mindestens noch einige Fuß höher hinaufragen über den Meeresspiegel.

Ein Werftenbau ist keine Kleinigkeit. Da muß der grüne Rasen in schweren Stücken vom Lande abgelöst, und die großen Rasenstücke müssen verbandmäßig über einander aufgeschichtet werden, bis die Werfte die gehörige Höhe erreicht hat. Auf die Ränder und Seitenflächen der Werfte muß besondere Sorgfalt verwendet werden. Die Seitenflächen der Wurth dürfen der See keine steile Wand darbieten, da dieselbe leicht von den Wogen unterminirt und dann mit dem ganzen Bau hinabstürzen würde in die Fluth. An der schrägen Seite der Werfte, die sich allmählich in den Halligboden verliert, rollt die Fluth hinauf und wieder herab, ohne etwas abzunagen.

Sobald der untere Theil der Werfte fertig geworden ist, werden die starken eichenen Ständer, welche das

Haus stützen und tragen sollen, hineingesenkt. Die Ständer werden durch starke Querbalken mit einander verbunden, und der ganze Ständerbau wird schließlich bis auf die emporstrebenden oberen Enden der Ständer mit Erde und Rasenstücken bedeckt. Jetzt ist man mit dem unterirdischen Baue, mit der eigentlichen Grundlegung fertig. Nun werden die Mauern um die Ständer herum aufgeführt. Das Ständerviereck bekommt einen Rahmen aus starken Balken, auf welchem die Querbalken, die das Sparrwerk tragen, befestigt werden. Endlich wird das Haus gerichtet, und das Gerippe desselben steht fertig da Ein Kranz von Meerstrandnelken schaukelt sich darüber in der blauen Luft.

Die Werften sind mitunter recht ansehnlich, sowohl ihrem Umfange als ihrer Höhe nach. Nicht selten findet man eine ganze Häusergruppe, ein kleines Dorf, auf einer Werfte. Die Werfte Ketelswarf auf Langeneß trug vor dreißig Jahren vierzehn Häuser.

Mit dem weitern Ausbau geht's schneller; denn die innere Einrichtung der Halligh äuser ist einfach.

Ueber der Hausthür hat jedes altfriesische Halligh aus einen steinernen Giebel (Frontispice), dessen hohe Spitze weit hinausblickt auf die wogende See. Die Firsten der Strohdächer sind mit Rasen belegt, und aus jeder First ragt ein Schornstein hervor. Giebelkrönungen

ſind bei uns unbekannt. Die Ritzen und Fugen am äußern Mauerwerk ſind mit Kalk verſtrichen, Fenſterrahmen und Thüren mit dunkelgrüner Farbe vermalt. Du ſiehſt keine lange Fenſterfluchten an den einſtöckigen Häuſern der Hallig. Nur an der einen Seite der Hausthür ſind einige größere Fenſter; denn dies iſt die Seite, wo ſich die Wohnzimmer und die Küche befinden, während die andere Hälfte des Hauſes als Stallgebäude, Feuerungs- und Heuraum benutzt wird und daher nur mit kleineren Fenſtern verſehen iſt.

Durch die Hausthür treten wir in einen ſchmalen Gang, der gewöhnlich quer durch das Haus und nach dem Gärtchen führt. An der einen Seite dieſes Ganges, der als Vorzimmer zu betrachten iſt, hat man entweder vorn die Wohnſtube und hinten die Küche, oder umgekehrt. Neben dem Wohnzimmer findet ſich gewöhnlich noch ein größeres Zimmer, der Peſel, und ein Kämmerlein.

Die Wohnzimmer, Dönſen, in den Halligháuſern ſind den Schiffskajüten ähnlich. Die hölzerne Wand — der Stubenthür gegenüber — heißt die Bettwand. In dieſer Wand befinden ſich die Bettſtellen, welche aus Niſchen beſtehen, die mit Bettthüren verſehen ſind. Zwiſchen den beiden großen Wandbettſtellen hängt die holländiſche Wanduhr, deren Gehäuſe mit Meerweiber-

gestalten verziert ist, ebenfalls in einer Nische. In einem Winkel des Zimmers, bisweilen auch über dem eisernen Beilegerofen, siehst du den Glasschrank, ebenfalls eine Nische, und hinter der Glasthür glänzt das Silber- und Porcellangeschirr. In der Ofenwand, zwischen Wohnstube und Küche, ist der eiserne Ofen eingemauert.

Auf den Fällungen der Stuben- und Peselthüren und an den Gesimsen der Bettwand, auch an den Betthüren finden sich häufig allerlei Malereien, als Thiergestalten, Wasserlilien und andere Blumen, und dazwischen gute Sprüche und weise Lehren in großer Fractnrschrift vom Maler aufgetragen.

So ist's recht. Denn die guten Sprüche und die weisen Lehren bringen gute Gedanken in die Seele und helfen das Herz rein bewahren. — Laß dir ein paar Reimsprüchlein der Art vortragen, lieber Leser.

An der Stubenthür eines Hauses auf den friesischen Eilanden steht der Vers:

„Wer ein- und ausgeht zu dieser Thür,
Derselb' gedenke für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist."

In einem andern Hause liesest du am Gesims der Bettwand die Worte:

„In Sturm und Wellenbraus
Behüte, Gott, mein Leben,

Und um mein schwaches Haus
Laß deine Engel schweben,
Daß sich die wilden Wogen scheun,
Wie Lämmer vor dem starken Leu'n."

An den Bettthüren eines Hauses steht geschrieben:

„So wie der Abend auf den Tag,
So folgt der Tod dem Leben nach.
Ich zieh' das Kleid des Leibes aus,
Und man verschließt den Sarg, mein Haus;
Ich geh' in's Grab, wie jetzt zur Ruh,
Man decket mich mit Erde zu.
Dann schlaf ich eine' lange Nacht,
Bis ich am jüngsten Tag' erwacht
Vor Jesu, meinem Richter, steh',
Und mit ihm in die Freude geh'.
Herr, laß mich ja vergessen nicht
Der Auferstehung und Gericht,
Und alle Tage dieser Zeit
Bereit sein zu der Ewigkeit.
Amen."

In einem andern Hause war am Gesims zu lesen:

„Gar herrlich ist das Haus gebauet und geziert
Wenn Gott des Herren Segen und Eintracht d'rin regiert."

Außerdem findet man an den sorgfältig vermalten Wänden, die häufig mit blauer Farbe angestrichen sind, Zeichnungen von Schiffen und Schiffbrüchen, an welche sich allerlei Familienerinnerungen knüpfen, die durch diese Bilder von der einen Generation auf die andere fortgepflanzt werden.

An der Fensterwand steht eine lange hölzerne Bank, die an der Wand befestigt ist und deren Sitzbrett aufgeklappt werden kann, damit die Bank zugleich als Lade benutzt werden könne. Vor dieser Bank steht der große eichene Tisch mit seiner Platte aus dicken eichenen Bohlen auf gedrechselten Füßen. Der untere Theil des Tisches bildet einen Schrank zum Aufbewahren der übriggebliebenen Brocken von der Mahlzeit, damit nichts umkomme. Um den Tisch herum stehen Stühle, ebenfalls aus Eichenholz, deren Rücklehnen und Armlehnen aus Schnitzwerk — bärtige starke Männer, Ungeheuer des Meeres, Walrosse und Walfische — zusammengefügt sind. An den Wänden stehen blau und grün vermalte Kisten und Koffer, auf deren vorderen Seiten sich Namen und Jahreszahlen finden. Diese Kisten und Koffer enthalten das Bettgewand und Leinenzeug der Hausmutter. Die Leinenkisten müssen voll sein, wenn die Mutter und Töchter des Hauses wünschen, ihren Ruf als tüchtige Frauenzimmer zu bewahren. Ein Sprüchwort sagt: „Eine Tochter, die keine volle Leinenkiste mitkriegt in den neuen Hausstand, die weiß nicht, daß sie eine Mutter gehabt hat“, und eine andere sprüchwörtliche Redensart bezeichnet den vollen Leinenkoffer als „einen heimlichen Reichthum“.

Außer den genannten Dingen erblickst du noch Mancherlei an den Wänden des Wohnzimmers, was du

hier vielleicht gar nicht zu finden erwartet hast. Der Vater und die Söhne des Hauses, die als Seeleute weit umhergewesen sind, haben seltene Producte fremder Länder mit zurückgebracht, die Wände des Zimmers damit zu zieren. Rechts und links von der Wanduhr hangen Kehrwische aus bunten Federn ostindischer Vögel. Auf der Kommode und auf den Wandgesimsen stehen allerlei künstliche Gebilde, geformt aus chinesischem Gestein, dazwischen finden sich bunte Muscheln aus Westindien und Korallen von den Südseeinseln, — lauter Dinge, die direct aus dem Osten, Westen und Süden mit heimgebracht wurden.

Der Pesel unterscheidet sich nur dadurch vom Wohnzimmer, daß er größer und eine Art von Staatszimmer ist. Bei Festlichkeiten, als Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen, wo es bald an Raum gebricht, die Gäste aufzunehmen, wird der Pesel mitbenutzt.

Die Hälfte und vielerwärts mehr als die Hälfte des Hauses ist für landwirthschaftliche Zwecke eingerichtet. Da die Viehzucht ein Haupterwerb der Halligbewohner ist, braucht man viel Stallraum für Schafe und Rinder — Pferde giebt es nicht auf den Halligen — und außerdem noch andere besondere Räume, in welchen die Futtervorräthe aufbewahrt werden. Dreschtennen findet

man nicht in den Hallighäusern, da der Boden kein Korn hervorbringt.

Soll noch etwas über die halliglich häuslichen Einrichtungen gesagt werden, so werde den Halligfrauen ein wohlverdientes Lob gespendet für ihren häuslichen, stillen und ordnungsliebenden Sinn, für die Mühe und Sorgfalt, mit welcher sie das ganze Haus und Alles, was zum Hause gehört, sauber und rein, ordentlich und ganz erhalten. Was man vielleicht sonst nirgends in der Welt findet, das findet man in Holland und auf den schleswigschen Halligen: gescheuerte Ställe, sogar gescheuerte Schwein- und Hühnerställe. Die Reinlichkeit der Halligfrauen scheint ansteckend zu sein. Fremde wollen bemerkt haben, daß Schafe, Rinder, Schweine und Federvieh sich auf den Halligen reinlicher halten als auf dem Festlande.

Die Fethinge.

Fethinge sind Süßwasserbehälter auf den Werften der Hallig, wo freilich Wasser genug ist, d. h. Salzwasser der See, wo es aber häufig an trinkbarem Wasser fehlt, da sich keine Quellen auf den Halligen finden, also

auch kein lebendiges Wasser zu haben ist für den leiblichen Durst.

Es ist nicht leicht, einen Fething anschaulich zu beschreiben. Gleichwohl will ich's versuchen, auch ohne Bild dir einigermaßen deutlich zu machen, was ein Fething ist.

Mitten auf jener ansehnlichen Werfte, deren Rand ringsum mit Häusern besetzt ist, findet sich eine runde Vertiefung mit einem Durchmesser von mehreren Ruthen, welche süßes Wasser, nämlich Regen- und Schneewasser enthält. Diese Vertiefung ist der eigentliche Fething. Es gehören aber noch besondere Vorrichtungen dazu, aus einem solchen Wasserbehälter einen vollständigen Fething zu machen.

In der Nähe eines jeden Hauses befindet sich eine sorgfältig ausgemauerte Cisterne, in welche das Wasser mittelst unterirdischer Röhren, welche hier Siele genannt werden, aus dem Fething hinübergeleitet wird. Da der Fething tiefer ist als die Cisternen, so ist er häufig, namentlich bei anhaltender Dürre, wenn sein Wasser großentheils verdunstet und von Menschen und Thieren verbraucht ist, nicht im Stande, mit seinem Bodenwasser die Cisternen zu versorgen. In solcher Zeit bedient man sich der Hebebäume, die rings um den Fething herum angebracht sind, unmittelbar aus demselben zu schöpfen.

Zu einem vollständigen Fething gehört ferner ein Schötels, d. h. ein künstlich angelegter kleiner See, — gewöhnlich außerhalb der Häuserkreises, — der an Umfang größer als der eigentliche Fething, also noch besser zum Auffangen des Regen- und Schneewassers geschickt und außerdem noch mit einem Deiche umgeben ist, damit die Ueberschwemmung ihn nicht mit Seewasser anfülle. Der Schötels steht durch eine unterirdische Röhre mit dem Fething in Verbindung, kann übrigens durch besondere Vorrichtungen von demselben abgesperrt und also gezwungen werden, sein Wasser nicht an jenen abzugeben. An dem Sielzuge, der Schötels und Fething mit einander verbindet, sind übrigens sogenannte Preßlöcher angebracht, durch welche man aus dem Schötels geschöpfte Wassermassen von oben in den Sielzug bringt und dieselben in den Fething hineinpreßt, was auch dann geschieht, wenn das Wasser im Fething höher steht. Es kommt nämlich besonders darauf an, zu verhüten, daß die Wasserbehälter das so kostbare Wasser unnütz abgeben.

Wie aber, fragst du, wenn die See die Werfte überschwemmt und Cisternen, Fething und Schötels mit Salzwasser füllt?

Die Halligleute suchen bei hereinbrechender Fluth, wenn die weißen Häupter der Wogen sich über den Werfteurand erheben, einen Wasservorrath in Tonnen

und anderen Gefäßen zu bergen für die Zeit der Noth, und gewöhnlich gelingt es ihnen. Sobald die Noth aber vorüber und die See von den Werften und Halligen zurückgetreten ist, wird ein tief unter der Werfte liegendes Siel geöffnet, das mit dem tiefsten Grunde des Fethings in Verbindung steht. Durch dieses Siel, das nach Belieben geöffnet und verschlossen werden kann, läßt man das Seewasser dahin fließen, wohin es gehört: in die offene See.

Nun sind die Wasserbehälter aber leer, und der gerettete Wasservorrath kann nicht lange vorhalten. — Da vertraut der Halligbewohner dem Herrn im Himmel, der nicht bloß Speise, sondern auch frischen Trunk giebt zu rechter Zeit, der Regen und Schnee vom Himmel fallen läßt und auch die Herzen der Halliglente erfüllet mit Wohlgefallen.

Wie Wasserquellen und Nahrungsquellen versiegen.

Nach einer alten Sage erfreuten sich die Bewohner der Hallig Nordmarsch einst der Gabe des frischen Quellwassers. Der Quell aber, der so reichlich spendete, wurde bald ein rechtes Haderwasser, indem die Bewohner derjenigen Werften, die eine Viertelstunde Gehens vom

Quell entfernt wohnten, denjenigen, die in unmittelbarer Nähe der Werfte frisches Quellwasser schöpfen konnten, diesen Vorzug nicht gönnten. Ein schlechter Mensch war sogar boshaft genug, den Quell des Segens durch einen hineingeworfenen großen Stein zu verstopfen. Da gab die Quelle kein Wasser mehr. Bald war die Noth groß. Man entfernte den Stein und grub der Wasserader nach, aber alle Mühe war vergebens. Die Quelle war nicht mehr zu finden. Da bereuten die Nordmarscher, daß sie sich der Gottesgabe so unwürdig gezeigt hatten, und warnten ihre Kinder vor Neid und Mißgunst als vor Untugenden, welche die Menschen immer um den rechten Segen des Herrn bringen.

Auf den friesischen Inseln ist es überhaupt allgemeiner Glaube, daß der Segen weicht, sobald er Gegenstand des Neides und Zankes geworden ist. Zur Bestätigung dieser Wahrheit werden allerlei Thatsachen angeführt, von welchen wir ein paar mittheilen wollen.

Um den fortwährenden Streitigkeiten, die zwischen den verschiedenen Inselschaften wegen der angemaßten Gerechtsame, in gewissen Wattströmen Fische zu fangen und Hamen zu setzen, und Anderen solches zu verwehren, stattfanden, ein Ende zu machen, bemächtigte sich die Obrigkeit der Fischerei und verpachtete dieselbe zum Besten des Landes. Da wichen aber die Fische aus den Watt-

ſtrömen zurück und verlegten ihre Züge nach den holländiſchen Küſten, kehrten jedoch nach langer, langer Zeit zurück, und es fand ſich, daß die Menſchen gelernt hatten, einander die Gaben Gottes zu gönnen. Und ſo lange ſie das thun, werden die Fiſche in den Wattſtrömen bleiben.

Der Fang wilder Gänſe war einſt eine ſehr ergiebige Nahrungsquelle für die Halliglente, und jeder konnte ſeine Netze ausſpannen, wo er wollte. Die Langſchläfer, die Ungeſchickten und die Nachläſſigen fingen natürlich weit weniger, als diejenigen, welche den Fang mit Einſicht betrieben und ſowohl zur Nachtzeit als am Tage dem Fange oblägen. Da brachten Neid und Mißgunſt es dahin, daß das Fangen wilder Gänſe gegen Erlegung eines ſogenannten „Gänſegeldes“ verpachtet wurde. Die Pächter waren jedoch nicht zu beneiden; denn die ſonſt dumm geſcholtenen Gänſe wichen den Pfählen und Netzen aus und flogen ſcheu vorüber.

Wie in den alten Bräuchen, ſo wohnt auch in den alten Volksſagen ein tiefer Sinn. Jeder thut wohl daran, wenn er dieſen Sinn herauszufinden ſucht. Er wird ihn finden und ſelbſt den Gewinn davon haben, wenn er ſich die Sage zur Lehre und Warnung dienen läſſet.

Die Halligwiesen.

Die ganze Hallig ist eigentlich weiter nichts, als eine große grüne Marschwiese, die mit ihren Werften und Häusern aus dem grauen Watt hervorragt.

Die grüne Wiese ist aber von Salzwasserbächen, die als Fortsetzungen der Wattströme sich in die Hallig hineinschneiden, mehrfach durchschnitten und durchschlängelt.

Wir haben schon bemerkt, daß die Wattströme nicht von den Quellen des Landes, sondern von dem Meere mit Wasser versorgt werden. Dasselbe ist mit ihren Fortsetzungen, den Schloten oder Salzwasserbächen der Halligwiese der Fall, aus welchem Grunde es in den Schloten ebbt und fluthet, fluthet und ebbt, ganz wie auf den Watten und im Meere.

Gleich als ob es nicht genug wäre, daß die Wasserstraßen der Watten die Hallig zertheilen, haben die Menschen auch noch tiefe Gräben angelegt, wodurch große viereckige Wiesenflächen von einander abgesondert werden.

Diese Gräben sind die Grenzen zwischen dem Mein und dem Dein. Sie sind so breit und tief gemacht, damit das unvernünftige Vieh diese Grenze respectire und auf dem Grund und Boden bleibe, der seinem Herrn gehört.

Auf der Hallig wogt kein Kornfeld; denn die Saaten

gedeihen nicht auf dem salzigen Boden, und eine Ueberschwemmung würde das ganze von Pflug und Egge aufgelockerte Feld in einen Morast verwandeln.

Das kurze und kräftige Halliggras wird von Schafen und Rindern gern gefressen. Die Halligbutter zeichnet sich durch ihren angenehmen Geschmack und durch ihre frischgelbe Farbe vor der Geestbutter aus. Das auf den Halligen bereitete Heu ist sehr kräftig und kann, da es gewissermaßen von Luft, Boden und See gesalzen ist, lange aufbewahrt werden. Altes Heu ist, wie das Sprüchwort sagt, so gut wie altes Geld.

An den Rändern der Hallig, oder vielmehr auf dem Vorufer, wo keine andern Pflanzen vorkommen, findet sich der Queller (salicornia herbacea), dem die Ueberschwemmungen nichts anhaben können und der seiner steifen dicken Blätter wegen, die wie Zweiglein um das Stämmchen herumstehen, recht geeignet ist, die bei höhern Fluthen abgelagerten Schlick- und Schlammmassen festzuhalten und so die allmähliche Erhöhung des Bodens zu befördern.

Der Queller ist die erste Pflanze, die sich auf den Watten einstellt, wenn diese so hoch geworden sind, daß sie nicht mehr von der gewöhnlichen Fluth überschwemmt werden. Auf dem äußersten Saum der Hallig wächst der Andel, eine breitblättrige Pflanze, die den Queller

verdrängt, also als der zweite Stammgast der in Land verwandelten Watten anzusehen ist. Höher hinauf findet man schon allerlei Marschgräser, untermischt mit hellgrauen Strändwermuth und violettfarbigen Strandnelken. Innerhalb dieses Kranzes ist das grüne Marschgras vorherrschend, von dessen Gedeihen der Wohlstand und die Existenz des Halligmanns abhängig ist.

Stehen denn keine Blumen und Blümchen zwischen den Gräsern der Hallig? fragst du. O ja. Die Halligkinder, die großen wie die kleinen, können auch Blumen pflücken und Kränze winden, allein die Auswahl ist nicht groß, und sie sind hauptsächlich auf eine einzige Blume angewiesen, die wie für's Kränzewinden geschaffen ist. Diese Blume ist die Hungerblume, deren Köpfchen auf einem langen sehr biegsamen Stiel steht und einem Körbchen gleich ist, in welchem viele kleine Blümchen beisammen wohnen, deren jedes viel herrlicher gekleidet ist als Salomo in aller seiner Herrlichkeit.

Außer den genannten Pflanzen siehst du noch einzelne buschartige grüne Quirle zwischen den Gräsern stehen, deren pfriemenförmige Blätter voll Kraft und Saft zu sein scheinen. Das sind die Sudden (Plantago maritima), aus welchen die Halligleute einen recht wohlschmeckenden Kohl zu bereiten verstehen. Ein preußischer Soldat, dem ein solcher Kohl vorgesetzt wurde, dachte

bei sich selbst: „Also heute sollst du Gras zum Fleisch essen, morgen wird's wohl Heu geben,“ fand aber das Süddengericht sehr wohlschmeckend, und das Leben auf der fernen Hallig ward ihm später so angenehm, daß er sich in der Folge oft wieder dorthin zurückwünschte, nicht um des Süddengerichts willen, sondern wegen der Liebe und Herzlichkeit, die der Kriegsmann aus Preußenland auf der friedlichen Hallig in Nordfriesland gefunden hatte.

Eine Hallig, auf welcher in den Sommermonaten ganze Heerden von Kühen, Schafen und Lämmern weiden, sieht wie eine große Wiese aus. Der schmale Steg, der über Schloten und Gräben führt, ist weiter nichts als ein Balken, der so hingelegt ist, daß er die scharfe Kante nach oben wendet. Munter hüpfen der Halligknabe und das Halligmädchen über diesen Steg, aber die Vierfüßler können ihn nicht benutzen.

In den Schloten wimmelt's von allerlei Gethier und Gekreuch, von Krebsen, Garnelen und Fischen; besonders Aale und Schollen werden in den Schloten gefangen. Die größern Schloten, welche die Hallig durchschneiden, werden von den Führern kleiner Schiffe als Canäle benutzt. Ein Schifflein auf einer solchen Wasserstraße sieht in einiger Entfernung wie ein Segler auf dem Lande aus, und sogar das dumme Vieh betrachtet ein solches

Fuhrwerk mit Aufmerksamkeit und hört auf zu fressen, bis der Segler die offene See erreicht hat.

Sommer und Winter auf der Hallig.

Jeder Monat des Jahres bringt den Halligleuten besondere Freuden und Leiden; jede Jahreszeit kleidet Hallig und Watt in ein besonderes Gewand.

Das sommerliche Gewand ist unstreitig das eigentliche Fest- und Feierkleid der Hallig. Sogar die angeschwemmten Tanggräser, welche nach dem Zurückweichen der Fluth auf dem Vorufer liegen bleiben, haben im Sommer eine frischere hellere Färbung als im Winter. Und wie belebt erscheint der Halligrand im Sommer! Graue Strandläufer und rothbeinige Austernfischer, Seeschwalben und Seemöven beleben die Uferstrecken, bauen sich Nester auf den Sand- und Kleiknollen, die aus den gebleichten Tangwällen und Muschelhaufen hervorragen, rennen hin und her, fliegen hinaus auf's Watt, erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei und suchen durch geschickte Bewegungen den Eier suchenden Knaben irre zu leiten.

Eine unbewohnte Hallig, während der Sommermonate eine großartige Mövencolonie, gewährt einen keineswegs der Abwechselung entbehrenden Anblick. Die

weiße Silbermöve glänzt wie weißes Silber auf der ſmaragdgrünen Fläche. Die Seeſchwalbe ſcheint in der Luft zu ſtehen und nur zu ihrem eigenen Vergnügen die Flügel zu bewegen, wenn ſie ſchwebend über der Wehle die Bewegungen eines Fiſchleins beobachtet; pfeilſchnell ſchießt ſie in ſenkrechter Richtung hinab, taucht unter und fliegt mit ihrer Beute von dannen. Dort kehrt ein ganzer Schwarm von Möven von den Watten zurück, um die auf dem Gebiete des Meeres eroberte Beute auf dem trocknen Lande in aller Ruhe zu verzehren; aber bei der Mahlzeit, die ſtehend und laufend eingenommen wird, bleiben allerlei Neckereien nicht aus, indem der eine Raubvogel dem andern ganz nach Räuberart die Beute ſtreitig macht. Ein Auſternfiſcher-Ehepaar, das ſeine Brut auf die Watten führt, hat einen prächtigen Muſchelklumpen entdeckt, der zur Hälfte mit einem großen Tangbüſchel bedeckt iſt. Um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, werden die blauen Miesmuſcheln in aller Stille geöffnet, den Kleinen wird vorgelegt, und Alte und Junge laufen geſättigt weiter.

Es iſt noch früh am Tage. Kein Windſtoß kräuſelt die Fläche des Meeres. Die Häuſergruppen liegen ſo ſtill und friedlich da auf den hohen Werften. Nur die Rauchſäulen, die aus den Schornſteinen emporwirbeln in die blaue Luft, verrathen, daß dieſe Häuſer bewohnt ſind.

Die Seeluft erfrischt und kräftigt dich wunderbar. Dein Auge sieht schärfer in der reinen klaren Luft. Der Horizont erweitert sich, daß du sogar eine Insel erblickst, die jenseit des Gesichtskreises liegt, aber durch die Luftspiegelung sichtbar wird. Dein Ohr hört schärfer. Du vernimmst das Sausen des Vogelschwarmes, der hoch über dir durch die unbewegte Luft dahinstreicht; du wähnst das Geplätscher der Tümmler zu hören, die sich im fernen Wattstrom wälzen, und vernimmst fortwährend das dumpfe Getose der fernen Brandung jenseit der Düneninsel am westlichen Horizont, deren gelbe Dünenkegel die Morgensonne beleuchtet.

Die Schornsteine der Hallig hören auf zu rauchen. Die Insassen der Werftenhäuser mögen wohl ihr Morgenbrod verzehrt haben und anfangen, sich zur Arbeit zu rüsten. So ist es. Es wird lebendig auf den Werften. Aeltere Männer, ältere und jüngere Frauen und Kinder kommen mit schneeweißen Laken unter dem Arm und langen Rechen auf der Schulter von den Werften herab; die jüngern Leute hüpfen munter über die Stege; bald sind Alle auf den Wiesen angelangt und fangen an, das aufgeschoberte Heu wegzutragen. Da es an Wagen, Pferden und Zugthieren fehlt, wird das Heu in große Laken eingebündelt und Groß und Klein trägt je nach seinen Kräften eine größere oder kleinere Bürde auf dem Kopfe

von der Wieſe weg hinauf auf die Werfte, wo ſich vor der Hausthür, unter der großen Luke im Giebel allmählich ein Heuberg erhebt, der am Nachmittage oder Abend in's Haus geſchafft wird. Die Heuernte wird größtentheils von den Frauen beſorgt, da die jungen Männer und Jünglinge als Seeleute auf der hohen See ihrem Erwerb nachgehen.

Wie glücklich ſind die Halligbewohner, wenn ſie den Heuernteſegen unter Dach und Fach gebracht haben! Sie halten ja keine andere Ernte. Wie traurig dagegen ſteht die Wittwe der Hallig da, wenn die aufgeregte See die Hallig überſchwemmte und die Schwaden und Diemen mit ſich fortnahm! Dann muß die arme Wittwe ihre Kuh und ihre Schafe verkaufen und ſieht ſich außer Stande, ſich und ihre Kinder zu ernähren. Der reiche Landmann hinter den Deichen des Feſtlandes weiß nicht, wie einer armen Seemannswittwe auf der Hallig zu Muthe iſt, wenn die Fluth ihren Ernteſegen weggefegt hat. Er weiß auch nichts von den Freuden der Armuth, von dem Gottvertrauen und der Betkunſt der Wittwen auf einſamer Hallig, die ſo fröhlich in's Haus des Herrn gehen und Dank opfern, wenn die Heuernte glücklich beendigt iſt, wenn die Gebete erhört ſind und das Vertrauen ſo herrlich belohnt ward.

Auf jener verlaſſenen alten Werfte, die ſeit zwanzig

Jahren verödet dasteht, hat eine arme Wittwe das Nahesein ihres Gottes erfahren.

Güda war seit fünf Jahren Wittwe. Ihr braver Mann war in fernem Lande ein Raub des gelben Fiebers geworden und hatte ihr nichts hinterlassen als eine Hütte am Rande der Werfte und drei Kinder, zwei Buben und ein Mägdlein, die von dem Vater wenig zu sagen wußten, weil er immer nur ein paar Wochen während der Winterszeit zu Hause gewesen, dann aber wieder hinausgefahren war auf die wilde See. Güda betrauerte ihren Mann, nicht etwa ein Jahr, nein, sie trauert ihre ganze Lebenszeit, wie alle Halligfrauen thun, deren Mann gestorben ist; sie schmückt sich niemals mehr mit bunten Tüchern und farbigen Bändern. Sie erzieht ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung zum Herrn, sie arbeitet, und die Kinder arbeiten, und sie werden jeden Tag satt, sind müde am Abend und stehen des Morgens gestärkt zu ihrem alten und doch neuen Tagewerke wieder auf. Eine kleine Schafherde ernährt sie. Die Söhne gehen zur Schule und holen Abends die Heerde heim; Mutter und Tochter verarbeiteten die Wolle der Heerde, und der Krämer vom Festlande holt von Zeit zu Zeit die Jacken und Strümpfe ab, welche die fleißigen Hände strickten, und bezahlt sie baar. Die Wittwe kann sich Brodkorn kaufen, kann noch ein Weniges erübrigen und dem Pfarrer

zu Weihnachten einen harten Thaler als Opfer auf den Altar legen, als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, weil er ihre Söhne und ihre Tochter im Christenthume unterweis't daß sie in den Himmel kommen, und die Söhne rechnen und schreiben lehrt, daß sie durch die Welt kommen.

Da kommt nach vielen guten Jahren ein schlimmes Jahr. Das Wetter war während des ganzen Vorsommers so rauschelich, und kaum ist das erste Heu aufgeschobert und das letzte gemäht, da kommt die Fluth und überschwemmt die Hallig. Die Kinder sind in der Schule. Güda ist auf ihrer Wiese. Eilig trägt sie das geschoberte Heu hinauf auf jene alte Werfte und schiebt das grüne Schwadenheu mit dem Rechen zusammen und bringt es bis an den Rand der alten Werfte. Die kleine Schafheerde weidet an der Wehle und sieht die Gefahr nicht, in der sie schwebt. Güda muß die eigensinnigen Thiere hinauftreiben auf die Werftenstelle. Die Fluth rückt immer näher heran. Die geschornen Schafe stehen mit gekrümmtem Rücken da am zerbröckelten Rande der Werfte und zittern vor Kälte, indem die zerstiebenden Wellen der kalten See sie bereits bespritzen. Die Wittwe hat die letzten Reste ihres grünen Schwadenheus mit dem Rechen aus den Fluthen zu sich heraufgezogen und müht sich ab, ihre Heerde Stück für Stück auf den Heuberg

hinaufzubringen. Hen und Heerde ſind vorläufig geborgen. Da ſinkt ſie ermattet nieder, rafft ſich aber gleich wieder auf, um auf ihre Knie zu fallen und den, der den Wellen gebietet, anzurufen mit Gebet und Flehen um Rettung und Hülfe. „Gott ſei mir gnädig nach deiner großen Güte. Die Wogen des Meeres wollen mich erſäufen; aber du biſt barmherzig und mächtig. Siehe an das Dränen und Toben der Wogen, und bedräue du Wind und Meer, daß es ſtille werde. Meine Kinder, deine Kinder, harren mein; gieb mich ihnen wieder, daß ich in deiner Gnade und Kraft ſie dir erhalten möge. Erhöre mich um Jeſu willen und ſei gnädig der Mutter und den Kindern, du großer Gott von Macht und Gnaden, deſſen Liebe größer iſt als Mutterliebe!“ — Da ſtand der Herr Chriſtus vor dem Auge ihres Geiſtes, ganz ſo wie er abgebildet iſt auf dem Altarbilde der Halligkirche, wie er Petro die Hand reicht und ihn aus den Wogen zu ſich heraufzieht: — die Fluth trat zurück, und Güda konnte mit ihrer Heerde heimkehren zu ihren Kindern, die nicht zu ihr hatten kommen können, aber auf der hohen heimathlichen Werfte mit ihren Herzen und Händen gethan hatten, wie Aaron und Hur, als Moſes betete. Wenn auch räumlich fern, ſo waren ſie doch im Geiſte der Mutter nahe geweſen

und hatten ihr Gebet unterstützt bei dem, der unser Fürsprecher ist bei dem Vater.

Das war ein seliger Abend in der Halligbütte am Werftenrand, als Mutter und Kinder einander wiedergeschenkt ihre Knie beugten und dem Höchsten Dank opferten.

Was Güda erfahren hat, das haben viele Halliglente erfahren, dieß: Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten.

Das Leben auf der Hallig ist keineswegs arm an Freuden; denn der Genügsame findet überall auf Gottes Erdboden des Guten so viel und weiß das von undankbaren Menschen so genannte Unbedeutende und Kleine recht zu schätzen.

Die Zeit der Heuerndte ist eine rechte Festzeit für die Halliglente, wenn das Wetter während derselben günstig und der Graswuchs ein reichlicher ist. Eine andere Festzeit ist die Schafschur, und von einer noch festlicheren Zeit soll in einem besondern Abschnitt dieses Büchleins die Rede sein.

Was den Bewohnern der kalten Länder im hohen Norden das Rennthier, das ist in mehrfacher Beziehung das Schaf den Halligbewohnern. Eine Heerde blendend weißer Schafe, die sich mit ihren hüpfenden Lämmern über die smaragdgrüne Halligwiese nach allen Seiten hin

zerſtreuen, iſt ein gar lieblicher Anblick. Und über die Lieblichkeit des Anblicks geht der Nutzen, den dieſes Thier dem Halliger gewährt. Das Schaf ernährt ihn mit ſeiner Milch und ſeinem Fleiſche und kleidet ihn, indem es ſein Wollvließ willig hergiebt. Dem Schafe verdankt der Halliger ſein warmes Zimmer im Winter, indem er im Sommer zu rechter Zeit aus dem Schafdünger, den er mit Heu und Stroh vermiſcht, einen Torf bereitet, mit welchem er im Winter ſeinen Beilegerofen heizt. Mit der Wolle ſeiner Schafe reiſ't der Halligmann nach den Märkten in Wyck, Bredſtedt und Huſum und ſchafft ſich für den Erlös Brodkorn und — Luxusartikel an. Luxusartikel auf der Hallig? Ja. Die Halliglente, die, wie ſie ſelbſt ſagen, außerhalb der Welt wohnen, ſind gleichwohl von der Welt, von der Cultur angeſteckt worden, trinken Kaffee und Thee, recht ſtarken Thee, müſſen Zucker und Taback und viele andere Dinge haben, wie andere Leute. Sie haben auch Sonntagskleider, die aus feineren Stoffen gemacht ſind als die Werkeltagskleider. Die Halligmädchen und Halligfrauen tragen ſilberne — einige ſogar goldene — Ketten und ſilberne Knöpfe an ihrem Sonntagsmieder, tragen vergoldete oder goldene Ohrringe und Fingerringe, die Meiſten jedoch, wie ich zu ihrer Ehre ſagen darf, ohne ihr Herz dadurch an das Irdiſche ketten zu laſſen. Daß

ich's aber nicht vergeſſe: Auf den Halligen wird ein ſtrenger Unterſchied zwiſchen Sonntagskleidern, richtiger Kirch- und Nachtmahlskleidern, Sonntagnachmittags-kleidern und Werkeltagskleidern gemacht. Der beſte Sonntagsſtaat wird nur für den Gottesdienſt angelegt und noch vor der Mahlzeit wieder abgelegt.

Das iſt eine gute Sitte. Haltet ſie feſt, meine lieben Landsleute. Wenn Sitte und Brauch auch an andern, man kann wohl ſagen, an den meiſten Orten landflüchtig geworden ſind: bei euch bleibe es, wie es vor Alters geweſen. Es iſt ein Segen in der guten alten Sitte, und — das merkt euch — mit der Sitte würde der Segen weichen. Der Feſtlandsbewohner gönnt euch euren Zucker, Kaffee und Thee; denn er weiß, daß euer Trinkwaſſer erſt trinkbar gemacht werden muß, wenn es erquicken ſoll. Er weiß es wohl zu würdigen, wenn ihr der Verſuchung widerſteht, durch hinzugegoſſenen Branntwein oder Rum aus ſchlechtem Waſſer ein Getränk zu bereiten, das anſcheinend einen Menſchen froh und heiter macht, aber gar leicht ihm die Menſchheit raubt. Eure Inſeln ſind baumlos. Eure Gärtchen — die kleinſten der Welt — ſind nur Beete mit einigen Küchen-kräutern zur Würze der Speiſe. Kein Baum beſchattet das Hallighaus. Stachelbeeren, Aepfel und Birnen be-kommt ihr nur vom Feſtlande. Ein Chriſtbaum erhöht

die Freude eurer Kinder nicht am heiligen Abend. Aber ihr nehmet euer bescheiden Theil dahin und kennet die große Kunst, geschickt zu Vielem und vergnügt mit Wenigem zu sein.

Laß dir ein anderes Bild zeichnen.

Das gebrochene Gewölk über dir und die rauhe Luft um dich herum verkünden, daß der Herbst bereits seinen Einzug gehalten hat. Auf der Hallig grasen neben den weißen auch graue Heerden. Das sind Schaaren wilder Gänse, die als Strich- und Zugvögel sich diese Augen des Meeres auf einige Wochen zu Weideplätzen ausersehen haben. Die Vorboten des Winters ziehen hoch über dir dahin nach fernen Gegenden, und ein wundesbares Lied tönt von oben herab und vermischt seine geheimnißvollen hellen Klänge mit dem Tosen des Meeres und dem Rasen des fernen Strandes der Außeninseln. Es sind vorüberziehende Schwäne, die du hörst. Sollte es auch ein Schwanengesang sein, der der Hallig den Untergang verkündigt? Ich kann dir's nicht sagen.

Da kehren die buntbewimpelten Halligschifflein zurück von einer Fahrt. Es sind Marktfahrer, die den Octobermarkt des Städtchens Wyck auf Föhr besucht haben. Die Halligleute haben sich verproviantirt für den Winter. Sie haben gesorgt für die Bedürfnisse der Lebenden und

der Todten. Jener bejahrte Schiffer, der mit seinem Schiffe soeben den Landungsplatz erreicht hat, hat dem alten Vater versprechen müssen, ihm einen Sarg mitzubringen als Jahrmarktsgeschenk; denn dieser glaubt, sein achtundachtzigster Winter werde sein letzter sein auf Erden, und er will vom Wocksmarkt an jede Nacht in dieser Lade schlafen, bis man ihn darin fortträgt und ihn zur einstweiligen Ruhe bettet im schweren Klei. Für die Enkelin des Alten ist ein anderes Marktgeschenk mitgebracht und wird vor dem Sarge her auf die Werfte hinaufgetragen: eine Wiege für den Säugling, den sie an ihre Brust drückt.

Wie munter plaudern sie mit einander, diese großen und kleinen Marktfahrer. Sie kehren zurück aus der großen Welt in die gewohnte liebe kleine Welt und verarbeiten die Eindrücke und Erfahrungen, mit denen sie sich bereicherten. Man sieht's:

In dem kleinsten Vaterlande
Lernt der Mensch die Welt verstehn.

Die Aequinoktialstürme nahen heran. Der in der friesischen Geschichte berüchtigte Allerheiligentag, von dem ein alter Reim sagt, „daß Friesland ihn wohl beklagen mag", ist glücklich vorübergegangen. Ein paar hohe Fluthen haben die Hallig rein gefegt und die Schloten (Salzwasserlachen und langgestreckte Vertiefungen) bis an

den Rand mit Seewaſſer gefüllt. Da ſtellt der Froſt ſich ein. Anfangs bemerkt man nur noch auf den Schloten Eis; denn die unruhige See weigert ſich hartnäckig, eine Decke anzunehmen. Es kommen aber windſtille Tage. Der Froſt wird ſtärker und belegt die Watten mit einer dünnen Eisdecke. Die Fluth rafft ſich noch einmal auf, zerbricht die Eisdecke und ſchichtet die Trümmer über einander, umſäumt die Hallig mit dieſen Trümmern und findet ſich jetzt darin, mit Eis zugedeckt zu werden. Nun iſt das Halligmeer eine Eisfläche geworden, aus der die mit Eis umgürteten, von Eisflächen durchſchlängelten Dogen des Binnenmeeres hervorragen.

So weit das Auge reicht iſt Alles eine Eisfläche. Wage ſich aber keiner weit hinaus auf die trügeriſche Brücke, die Hallig mit Hallig verbindet! Die Wattſtröme unter dem Eiſe ſchwellen an und verlaufen ſich wieder. Sie heben und ſenken die Eisfläche wechſelsweiſe und machen, daß das Eis hier und da große Riſſe und Spalten bekommt, die, je nachdem der Froſt gelinder oder ſtärker iſt, als Waſſerſtröme oder Eisgruben erſcheinen.

Dieſe Riſſe und Spalten ſind von großer Bedeutung für die Fiſche des Wattenmeeres und für die Seevögel, die in dieſen Gegenden überwintern. Die Fiſche fühlten ſich recht beklommen unter der Eisdecke. Darum ſind ſie

in großen Schaaren herbeigekommen, um ſich eine Herzſtärkung zu holen. Kaum haben ſie ſich erfriſcht, ſo ſind auch ihre geflügelten Feinde da, und — „des Einen Brod, des Andern Tod.“

Der aus den Spalten des Watteneiſes aufſteigende Dampf oder Nebel verurſacht oft ſonderbare Erſcheinungen. Alles „vertoont“ (zeigt) ſich ganz anders im Nebel als in klarer reiner Luft. „Er macht ſich groß wie eine Krähe im Nebel“, ſagt eine Redensart, mit welcher man bezeichnen will, daß Mancher ganz anders erſcheint, als er wirklich iſt. Die auf dem Eiſe umherſpazierenden Fiſchadler und Krähen ſehen in dieſem Nebel aus wie hin- und herwandelnde Menſchenkinder, die bald nachdenklich ſtill ſtehen, bald allerlei Sprünge und Bewegungen machen, die der Unkundige als Signale deutet, die Hülfe heiſchen, aus der kritiſchen Lage herauszukommen. Es iſt ſogar vorgekommen, daß erfahrne Halligleute ſolchen vermeintlich Bedrängten, die von einer Eisſcholle auf die andere hinüberhüpften, zuriefen: Haltet euch nur noch eine Welle munter; die Hülfe wird bald da ſein! — die Eisläufer aber gleich darauf Flügel bekamen und ſich in die Luft erhoben.

Zum Winter gehört Eis und Schnee. Der letztere iſt von beſonderer Wichtigkeit für die Halligbewohner. „Ein großer Schneeberg bringt große Heudiemen“, ſagt

das Sprüchwort. Viel Schneewaſſer giebt viel Trinkwaſſer, füllt die Fethinge, befeuchtet das ausgedörrte, entſalzt das mit Salzwaſſer getränkte Land.

Eine mit Schnee bedeckte Hallig gewährt einen feierlichen Anblick. Der Schnee des Winters erinnert hier mehr als anderswo an die Ruhe des Todes und die Stille des Grabes. Ueberall iſt es ſtill und öde. Das Meer hat aufgehört zu toben. Die ſteilen Ufer, an welchen ſonſt die Fluthen nagen, ſind mit abgerundeten Schneehügeln und Wällen bedeckt, daß man die Grenze zwiſchen Land und Meer nicht mehr erkennt; denn auch das Watteneis iſt mit Schnee bedeckt. Kein Baum, kein Strauch ragt aus der Schneeebene hervor; es iſt, als ob es hier niemals Spuren des Lebens gegeben hätte. Scheint es doch ſogar zweifelhaft zu ſein, ob jene halbverſchneiten Häuſer auf den verſchneiten Werften bewohnt ſind! Denn auf den Werften regt ſich nichts; überall Stille des Todes.

Und doch ſind dieſe Häuſer bewohnt. Ihre Bewohner haben vollauf zu ſchaffen und zu arbeiten. Die Heerden leben mit den Hirten und Hirtinnen unter einem Dach und bedürfen gerade jetzt beſonderer Pflege. Die „Butenarbeit“ des Jahres iſt gethan. Alles regt jetzt die fleißigen Hände zur Binnenarbeit. Die Frauen und Mädchen ſpinnen, ſtricken und weben. Sie verarbeiten

die Wolle ihrer Heerden. Der Großvater strickt Fischnetze und macht Aalkörbe. Am Abend versammelt man sich zum „Auffitzen“, — so werden die abendlichen Besuche genannt, — und das Auffitzen ist kein müßiges Stillsitzen. Es werden Erzählungen, Mährchen und Sagen aufgetischt.

Die nächstfolgenden Erzählungen sind schon oft beim „Auffitzen“ erzählt worden, und werden auch ferner erzählt werden, so lange die Halligen bestehen.

Aus der Spinnstube auf der Hallig.

Erste Erzählung.

Wie die Dünen entstanden sind.

In alten Zeiten, — so fangen die alten Frauen immer an, — in alten Zeiten waren unsere Eilande viel, viel größer als jetzt, und die Wasserstraßen, die jetzt Insel von Insel und Hallig von Hallig trennen, waren viel schmäler, so schmal, daß es nur eines doppelten Schrittes bedurfte, von einem Eilande nach dem andern zu kommen. In der Mitte der seichten Rinnen lag ein Pferdekopf, der zum Auftreten diente.

Damals waren noch keine Dünen und kein Flugsand auf den Außeninseln Amrum und Sylt: Alles war Marsch und Ackerland, Haide und Wald.

Da ereignete ſich's einmal, daß ein ſeltſam geſtalteter Leichnam von den Wellen an den Strand geſpült wurde. Die Leute holten den Leichnam herauf, ohne ein Vaterunſer zu beten, eh' ſie ihn anrührten, wie ſie jetzt gethan haben würden. Denn damals waren die Leute überall noch Heiden, die von Gott und ſeinem Wort nichts wußten; aber man ehrte doch damals ſchon die Todten und begrub ſie in Särgen. In ſpätern Zeiten wurden die Todten verbrannt, und die Aſche wurde in Töpfe gethan, die in großen Hügeln beigeſetzt wurden. Kurz zu erzählen: Ein großer Baumſtamm wurde ausgehöhlt, ein Deckel dazu gemacht, Thierhäute zur Bekleidung zurechtgeſchnitten, — da war der Sarg fertig. Man legte den Todten hinein und begrub ihn auf dem „alten Hof", wo die andern Todten begraben lagen.

Von Stund an war's nicht richtig. Die See wurde wild, brach gewaltſam in's Land herein und wälzte ungeheure Sandmaſſen vor ſich her. Das war ein loſer, feiner Sand, der von der Sonne bald getrocknet und vom Sturmwind weiter in's Land hineingetrieben wurde. Ach und Weh und jämmerlich zu beklagen! Wieſen und Aecker, Haiden und Wälder waren mit Sand überſchüttet. — Was iſt's? Wer hat das verſchuldet? Wie ſetzen wir dem Sandflug eine Grenze? So fragte Einer den Andern.

Da ſprach der klügſte Mann des Landes: Hört mir zu. Der Mann, den ihr bei unſern Todten begraben habt, iſt ſicherlich ein Waſſermann geweſen. Er kann nicht wieder in's Waſſer kommen. So iſt's klar, daß das Waſſer kommt, ihn zu holen. Wollt ihr nun guten Rath annehmen, ſo öffnet das Grab und den Sarg und ſehet zu, ob der Todte auch ſeine beiden Daumen im Munde hat und daran ſaugt. Wenn das, ſo iſt's gewiß ein Waſſermann, und ihr müßt euch ſputen, ihn dahin zu bringen, wohin er gehört.

Alle Leute gaben dem klugen Manne recht. Grab und Sarg wurden geöffnet. Der Todte lag unverweſt da, ſaugend an ſeinen Daumen, und doch todt. Man lud ihn auf einen Wagen, der mit zwei wähligen Ochſen beſpannt wurde. Die Ochſen jagten mit aufgehobenen Schwänzen dem Meere zu und hinaus in die See, wo ſie bald ſammt dem Wagen und dem Sarge und dem Waſſermanne von den Wellen begraben wurden.

Da war's vorbei mit der Waſſer- und Sandfluth; allein die Sandberge, die der Sturm einmal aufgethürmt hatte, blieben ſtehen und ſtehen noch da.

Zweite Erzählung aus der friesischen Spinnstube.

Benno Butendick.

„In alten Zeiten wohnte im Nordstraude ein Mann, der Benno hieß und reich an Geld, Vieh und Land war. Was aber das Schlimmste war: Er hatte seinen Reichthum auf schlechte Art erworben. Wenn er armen Bauersleuten ein paar Joachimsthaler lieh, so mußten sie ihm, für den Fall, daß sie nicht zu rechter Zeit wieder bezahlten, ihre Aecker als Pfand verschreiben. Wenn dann jene den Termin nicht einhielten, nahm der Reiche ihre Güter kecklich in Besitz. Benno betrog Unmündige und Waisen, verdrehte die Testamente, besonders aber beraubte er Kirchen und Schulen ihrer Ländereien und Einkünfte. Und da er ob seines Reichthums großes Ansehen genoß und wegen seiner vielen Verbindungen unter den Bauern mächtig und zu fürchten war, so wagte der Uebervortheilte gegen diesen stößigen Ochsen nicht einmal zu mucksen.

Dieser Mann starb nun plötzlich und ward mit großer Pracht in einem ausgemauerten Grabgewölbe mitten in der Kirche bestattet. Benno fand keine Ruhe im Grabe. Schon in der folgenden Nacht hörten der Küster und dessen Nachbarn großen Lärm in der Kirche,

so daß sie alle aus ihren Betten und Häusern herauskamen. Am Morgen öffnete der Pastor mit seinem Collegen, den Küstern und Andern im Namen Jesu die Hauptthür der Kirche, und mit Schrecken sahen sie, daß das Grab jenes reichen Mannes eröffnet und leer war. Kurz darauf erschien der Teufel in Benno's Gestalt, sah die Leute mit wildem Blick an und sprach: „In diesem Leichnam wohne ich; er ist mein Eigenthum; die göttliche Gerechtigkeit befiehlt mir, drei Stunden lang bei Tag in der Gestalt dieses Verdammten zu erscheinen; darum geht hinweg, oder es wird euch übel ergehen!“ Der Pastor und sein College antworteten ihm muthig, er solle aus dem Leichnam weichen und den Tempel Gottes nicht beunruhigen; aber der Teufel fing laut an zu lachen und sagte auf friesisch: „Jemm kaan möh nandte düen!“ (Ihr könnet mir nichts thun.)

„So trug Satan den Leichnam des Verdammten einige Wochen lang sogar bei hellem Mittage herum zum Schrecken der ganzen Gegend. Da wurden die Prediger zusammen berufen; es wurden in allen Kirchen der Insel Gebete angeordnet, und dann ging man dem Mittags um 11 Uhr schon herumwandelnden Teufel muthig entgegen; aber dieser machte sich eine Stunde lang nichts aus den frommen Bedrohungen und Gebeten. Endlich fing der jüngste und frömmste unter den anwesenden

Paſtoren an, heftig und mit herben Worten den Teufel auszutreiben. Da erkannte ſich dieſer endlich für überwunden und rief auf frieſiſch: „Huort, huort, ek möth forth, döö wörſt eth düen!“ (Herbei, herbei! Ich muß fort, du wirſt es thun!) Wirklich trieb der fromme junge Paſtor, indem er Bibeln auf den vom Teufel beſeſſenen Körper warf, den böſen Geiſt glücklich in die Hölle hinab. Der Leichnam aber wurde durch den Scharfrichter aus Huſum außerhalb des Ackerfeldes der Inſel im Schlick und Schlamm begraben, und mitten durch den Körper hindurch ein langer buntbemalter Pfahl geſtoßen.

Nicht lange nachher kam ein armer Bauer, dem es an Brennholz fehlen mochte, oder der von der ganzen Geſchichte nichts wußte, und fing an mit kräftigen Armen den Pfahl auszureißen. Da ſchrie der böſe Geiſt ſogleich: „Äa, Äa, lätjet mur!“ (Aha, Aha, ein Kleines mehr!) Als der Bauer das hörte, ſtieß er den Pfahl mit aller Kraft wieder in die Tiefe, worauf der Arge rief: „Dirr dä ſtör, as an Schialm!“ (Der da hineinſtößt, iſt ein Schelm!) Der Pfahl hat noch lange da geſtanden und iſt erſt zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts durch eine Waſſerfluth weggeriſſen worden.“

Auf den Halligen wie auf den übrigen Inſeln der Nordſee weiß man viele alte Geſchichten der Art zu er-

zählen. In einer jeden prägt ſich das Bewußtſein aus, daß es dem Böſen, der ohne Gott lebt, nicht wohlgehen könne, und daß es im Leben und Sterben eine herrliche Sache ſei, zu wiſſen: Ich habe recht gethan. Wenn in ſolchen Erzählungen „die Wiedergänger“ gebannt werden, ſo ſind es immer fromme Prediger, die mittelſt des Wortes Gottes den Argen beſiegen. Es wird ferner gewarnt vor aller Gemeinſchaft mit dem Böſen und vor Berührung ungerecht erworbenen Gutes.

Sind dieſe Erzählungen nun gleich nichts als Bilder und Umhüllungen, die eine Wahrheit und das Bewußtſein von dem engen Zuſammenhang zwiſchen dem Diesſeitigen und dem Jenſeitigen in einer Erzählung vorführen, ſo wollen wir ſie darum nicht verachten, ſondern vielmehr unſere alten Sagen bewahren helfen und es dem Leſer und Hörer überlaſſen, die Wahrheiten herauszufinden, die in jenen Erzählungen bald unter dieſem, bald unter jenem Bilde dargeſtellt werden.

Menſchen, die in ihrem Leben viel Böſes thaten, namentlich ſolche, die ſogenannte ſtumme Sünden begingen, finden nach dem hieſigen Volksglauben keine Ruhe im Grabe. Wer Grenzſteine verrückt, Wittwen und Waiſen betrogen, Geld und Schätze vergraben hat, muß nach ſeinem Tode als geſpenſtiſches Weſen umgehen, bis das begangene Unrecht wieder gut gemacht iſt.

Aber auch Unbescholtene erschienen nach dem Volksglauben bisweilen nach ihrem Tode den Angehörigen und Freunden, sei es nun, um ihr Mißfallen an dem Thun und Treiben derselben kund zu geben, oder sie in Leiden und Trübsalen damit zu trösten, daß ein besseres Leben derer warte, die in Ergebung und Geduld den Kampf des Glaubens kämpfen. Verdammte Geister zeigen sich in schwarzen, selige in weißen Gewändern.

Ist einem Kindlein die rechte Mutter gestorben und hat dasselbe eine böse Stiefmutter bekommen, so findet die rechte Mutter keine Ruhe im Grabe. Sie schreitet in der Geisterstunde nach ihrer frühern Wohnung; die Thüren öffnen sich ihr von selbst; sie tritt an das Lager ihres Lieblings, bleibt eine Weile vor demselben stehen und betrachtet ihr Kind, entfernt sich dann still wieder auf demselben Wege, den sie gekommen. Dann wird das Kind krank und stirbt. Die rechte Mutter erscheint nicht wieder; denn ihr Liebling ist aller Fahr entronnen und hat dort oben am Vaterherzen im Himmel das Mutterherz wiedergefunden.

Ein braver Seemann fand seinen Tod in den Wellen. Die Wittwe ehrte das Andenken der Todten nicht, sondern reichte noch vor Ablauf des Trauerjahrs einem andern Manne die Hand. Als nun eine lustige Hochzeit gefeiert wurde, erschien der erste Mann in später Abend-

ſtunde und machte durch ſeine Erſcheinung dem Jubel ein Ende. Seine Kleider waren durchnäßt, und von den Locken ſeines Haares floß das Waſſer auf die Erde. Die Wittwe erlebte auch keine Freudentage in ihrer zweiten Ehe; denn es zeigte ſich bald, daß der Mann ſie nur ihres Geldes und Gutes wegen gefreit hatte.

Dritte Erzählung aus der frieſiſchen Spinnſtube.

Der König Abel und der Rademacher Weſſel Hummer.

An der Wiege des Königs Abel iſt vom Rademacher Weſſel Hummer nicht geſungen worden, und umgekehrt. Jetzt wird des Einen nicht erwähnt, ohne daß auch des Andern gedacht wird. Was ſind beide denn noch ſonſt geweſen, als was die Bezeichnungen „Rademacher“ und „König“ beſagen? — Sie waren beide — Todtſchläger, der Eine war's mit eigener, der Andere mit geliehener fremder Hand.

Was wir von König Abels That zu erzählen haben, ſoll kurz gemacht werden.

Zu der Zeit, als Rungholt noch eine blühende Handelsſtadt und die Gruppe des ſchleswigſchen Halligen noch ein zuſammenhängendes Land war, regierte ein König in Dänemark, der Erich hieß und einen Bruder Abel hatte, welcher Herzog in Schleswig war und in

der Stadt Schleswig an der Schlei reſidirte. Da lockte Abel ſeinen Bruder Erich nach Schleswig und bewirthete ihn in ſeinem Schloſſe an der Schlei. In der Nacht aber ließ er ihn feſſeln und in ein Boot werfen, das gleich mit ihm die Schlei hinabfuhr. Die ihn begleiteten, waren von Abel gedungen, den königlichen Bruder vom Leben zum Tode zu bringen. König Erich wird wirklich mit dem Beile getödtet. Der Leichnam wird mit einer ſchweren Kette belaſtet in die Schlei geworfen.

Nun iſt Erich todt und Abel iſt König. Erich — ſo heißt es — hat durch einen Unglücksfall ſeinen Tod in der Schlei gefunden.

Gott lebt. Der Leichnam Erichs kommt zum Vorſchein. Er ſchwimmt oben auf dem Waſſer, und die rechte Hand zeigt nach oben: der im Himmel wohnt, der hat's geſehen und wird's rächen. Fiſcher ſehen den Leichnam und bringen ihn an's Land. Erich wird feierlich beigeſetzt, und Abel ſchwört, er ſei unſchuldig an dem Tode des Bruders.

Gott lebt. Abel ſoll nicht im Bette ſterben. Er ſoll in Friesland eines gewaltſamen Todes ſterben, und ſein Leichnam ſoll unbeerdigt liegen bleiben in der frieſiſchen Marſch.

König Abel ſandte ſeinen Säckelmeiſter nach dem Lande der ſchleswigſchen Frieſen, eine Steuer einzufordern.

Die Friesen weigerten sich, die Steuer zu entrichten. Sie sprachen zu dem Säckelmeister: „Unsere Deiche und Dämme, die wir zum Schutz wider die wilde See aufführen und unterhalten müssen, haben all' unser Hab' und Gut verschlungen; darum möge König Abel abstehen von seiner Forderung." Abel, der Brudermörder, kannte kein Erbarmen. Er schwur vielmehr, das trotzige Volk der Friesen von Grund aus zu vertilgen.

Im Jahre 1252 rückte Abel mit einem großen Heere über die Geesthöhen Schleswigs nach dem Eiderstrom, wo seine Schiffe bereit lagen, ihn und sein Heer nach den Gestaden des friesischen Landes zu führen. Bei Oldensworth und Eiderstedt wurden die Truppen ausgeschifft, und hier, auf einem Grund und Boden, den die Friesen mit saurem Schweiß der See abgerungen hatten, legten Abels Soldaten rüstig Hand an's Werk, Schanzen zu erbauen.

Dem König ward unheimlich zu Muthe, als er auf keinen Widerstand stieß. Ein anderes Feldgeschrei als das dumpfe Grollen der Außenbrandung war nicht zu vernehmen. Aber die streitbaren Männer des friesischen Landes hatten sich unterdeß am Bürmannswege in Eiderstedt versammelt und beschlossen, den gottlosen Dränger zu gelegener Zeit in seinem Hauptlager anzugreifen.

Alles war zur Schlacht geordnet. Eine Abtheilung

des frieſiſchen Heeres lagerte auf der Vorgeeſt (einem ſandigen Landſtriche an der Grenze der Marſch), und Alle waren bereit, Alles daran zu ſetzen, ihre Freiheit zu bewahren. Die Abtheilung auf der Vorgeeſt ſollte dem Könige den Rückzug unmöglich machen. Es galt Siegen, oder Unterliegen, edle freie Frieſen bleiben, oder Knechte werden.

Da ſetzten ſich die Schaaren der frieſiſchen Männer in Bewegung. Feſtwallinger und Seelieger, Küſtenbewohner und Inſulaner aus den ſieben Harden (Diſtrikten) des Landes, rückten um ſieben verſchiedene Fahnen verſammelt hinab in die Marſchebene von Eiderſtedt. „Kein König und Fürſt ſoll uns zu Steuer und Dienſtbarkeit zwingen. Wir wollen bleiben, was unſere Väter waren: edle freie Frieſen!“ So lautete ihr Schwur.

König Abel zog ſich muthlos, banger Ahnungen voll und gewarnt durch einen Spion noch in der Nacht zurück nach dem Eiderſtrom, um im Nothfall mittelſt ſeiner Schiffe, die hier vor Anker lagen, zu entkommen. Das ſollte ihm nicht gelingen. Gott der Herr war wider ihn. Das Meer, ſonſt der Frieſen Feind und der Verheerer ihres Landes, war jetzt ihr Freund und Bundesgenoſſe; denn die Ebbe hatte das Bette der Eider trocken gelegt, als der Tag graute, daß die Schiffe des Königs auf den Sand- und Schlammbänken feſt ſaßen. Die Schaaren

der Fieſen rückten im Eilmarſch heran. Abel ſuchte auf anderm Wege zu entkommen und zog ſich zurück. Er floh mit den Seinen nach dem Rande der Geeſt, Alles im Stich laſſend. Ganze Schaaren Abels wurden von den Frieſen in die Eider gejagt, wo ſie in den Schlick- und Schlammlagern ſtecken blieben und umkamen.

Abel hatte ſich an den Milderdamm, eine über die Milde führende Brücke, zurückgezogen und war eben zu Roß über den Damm geſprengt, als Weſſel Hummer, der Rademacher von Pelworm, hinter einem Brückenpfeiler hervorkam und dem Brudermörder mit ſeiner Axt den Kopf ſpaltete. Solches geſchah am 12. Juni 1252.

Weſſel Hummer entkam ungefährdet zu den Seinigen; aber er verhehlte ſeine That. Er kehrte zurück nach ſeiner Werkſtatt und arbeitete emſig. Es herrſchte wieder Ruhe und Friede im Lande, und doch konnte der Pelwormer Rademacher nicht mehr froh werden. Seine Axt und ſein Zimmergeräth mochte er nicht mehr anſehen. Auf dem Meere, dachte er, werde ich Ruhe finden. Da fing er an, als Schiffmann die Nordſee zu befahren, und ſuchte an fremden Orten ſeine Unruhe los zu werden. Alle Schiffsleute beklagten den ſchweigſamen Weſſel und riethen hin und her, was es ſein könne, das ihm allen Frohſinn raube. Dunkle Gerüchte erzählten von der blutigen Axt, mit der Weſſel vom Milderdamm zurück-

gekommen sei. Auf allen Halligen und Inseln wußte man von dem schweigsamen Wessel Hummer zu erzählen, den man bald auf diesem, bald auf jenem Watt, bald auf den Dünen, bald auf den öden Haiden gesehen haben wollte, wenn seine Seefahrten beendigt waren, und die Möven die Inseln verlassen hatten. Dann sah man ihn Monate lang weder auf den Inseln, noch auf den Watten, und keiner wußte, wo er sei. Wessel aber war auf der See, bald auf friesischen, bald auf deutschen, bald auf dänischen Schiffen.

Als sich nun einstmals ein Sturm erhob, und das Schiff, auf welchem Wessel Hummer als Zimmerer und Bootsmann diente, in Gefahr war, in den Brandungen zerschellt zu werden, rief jeder seinen Heiligen an um Hülfe und Beistand in der großen Noth. Auch der schweigsame Wessel that seinen Mund auf: „Es ist meine Schuld, daß Sturm und Wellen sich gegen uns empören. Ihr sollt wissen: Ich bin ein Königsmörder. Ich war's, der König Abel am Milderdamm erschlug. Und nun erweiset mir die Barmherzigkeit, mich in's Meer zu stoßen; denn mich will es haben; — und nun erbarme St. Christian sich meiner!" Die Schiffsleute willfahrten ihm. Kaum hatte die See den Wessel verschlungen, da hörte sie auf zu toben, und es ward ganz stille.

Es wird auch ganz stille in der Spinnstube, wenn Wessels Geschichte zu Ende ist; aber bald wird's wieder laut. Man bestürmt die beste Erzählerin, den Kindern zu erzählen von dem Amringer, der erst ein Sklave und dann ein großer Herr in der Türkei gewesen, endlich aber wieder heimgekehrt ist nach der Frieseninsel.

Vierte Erzählung aus der friesischen Spinnstube.

Hark Ulws.

Tolke, eine gewiegte Erzählerin, begabt mit einem langen Gedächtniß, bringt ihren Strickstrumpf in Ordnung und beginnt ihre Erzählung von dem friesischen Helden im Türkenlande.

„Auf der hohen Düne auf Amrumland, die noch immer Ulwendüne genannt wird, und deren bläulichen Kegel wir bei hellem Wetter und klarer Luft im Südwest so deutlich sehen, saß vor mehr als hundert Jahren tagtäglich ein alter von Sorge und Gram gebeugter, aber gleichwohl noch rüstiger Mann, der unverwandt auf's Meer hinausblickte, als erwarte er ein Schiff, das ihm etwas bringen werde. So war es auch. Der alte Mann erwartete seinen Sohn, den die Türken ihm gestohlen hatten.

Ich muß aber weiter ausholen, wenn ihr die Ge-

ſchichte von Hark Ulws recht begreifen ſollt. Alſo: Der alte Mann auf der Düne war der alte Armringer Schiffscapitain Ulw, der längſt die See bedankt hatte und nun ruhig daheim lebte von den Kapitalien, die er ſich auf der See erworben, und der Landſtelle, die er ſich gekauft hatte und in Frieden bewirthſchaftete. Dieſer Ulw hatte einen Sohn Hark, der ihm in ſeinem Alter geboren wurde. Der junge Hark hörte von nichts anderem als von Seefahrten und wieder von Seefahrten. Kein Wunder, daß der Junge auch Seemann werden wollte.

„Was ein guter Haken werden ſoll, krümmt ſich bei Zeiten", ſagt das Sprüchwort. Nicht anders dachte Ulw. Darum ſchickte er den Hark ſchon zur See, als dieſer erſt zwölf Jahre alt war. Das Schiff, auf welchem Hark ſeine erſte Fahrt machen ſollte, hieß „die Hoffnung"; ſein Vater hatte Antheil an demſelben, und der Capitain, Namens Rickert Flor, war ein Verwandter. Hark ſollte von unten auf dienen, wie ſich's gehört. Er war alſo weiter nichts als Schiffsjunge. Ein Schiffsjunge hat aber die Geſchäfte in der Kajüte zu beſorgen und muß den Capitain bedienen. Gleichwohl hat er Zeit und Gelegenheit genug, das Seeweſen kennen zu lernen und ſich in Allem zu üben, was auf einem Schiffe zu verrichten iſt. Er muß das Tau- und Segelwerk kennen lernen, muß ſich im Klettern an Want und Maſt üben,

muß lernen, wie man richtig ſteuert nach dem Compaß, wie man den Stand der Sonne und der übrigen Geſtirne beobachtet, um den Weg zu finden auf dem Meere, wo keine Wegweiſer ſind und man niemanden nach dem rechten Wege fragen kann, kurz, er muß hundert und tauſend Dinge und Kunſtgriffe kennen lernen, wenn er nicht lebenslang Matroſe bleiben will.

Hark Ulws hatte kaum einen guten Anfang gemacht, als das Schiff, auf welchem er diente, im Jahre 1724 von türkiſchen Seeräubern im engliſchen Canal gekapert und ſammt der Mannſchaft nach Algier gebracht wurde.

Hier wurde Hark Ulws nebſt zwei Vettern, die ebenfalls als Seemänner auf der „Hoffnung“ gedient hatten, auf den Sklavenmarkt gebracht und für ungefähr 1000 Mark Lübiſch verkauft. Nun war er Sklave bei einem vornehmen türkiſchen Herrn. Sein Herr verhandelte ihn wieder; denn in damaliger Zeit machte man es dort zu Lande nicht anders mit Menſchen, als hier zu Lande mit Schafen und Kühen, die der Eine an den Andern verkauft. Endlich erhandelte der Bey von Conſtantineh, der ein kleiner Fünſt war, unſern frieſiſchen Landsmann für 450 Stück von Achten. Hark wurde Bedienter bei dieſem alten Herrn und verſtand es, ſich in dem Grade die Zufriedenheit und Gunſt deſſelben

zu erwerben, daß er nach drittehalb Jahren Chasnadar, d. h. Schatzmeiſter wurde.

Nun war er ein großer Mann, aber gleichwohl immer noch unfrei, und ein geringes Verſehen wäre hinreichend geweſen, ihn um die Gunſt ſeines Gebieters zu bringen. Er hat nachher oft geſagt: „Ich ging immer wie mit meinem Leben in meiner Hand, und die Sehnſucht nach meiner lieben Heimath ließ mich meines Lebens nicht froh werden.“ Als Chasnadar hatte er zwanzig Bediente und zwei Schreiber, die ihm zu Gebote ſtanden, ein Gehalt von 1700 Stück von Achten, und außerdem bezog er die Einkünfte einiger Ländereien.

In Afrika lebten und leben die Menſchen nicht ſo friedlich neben einander wie wir Halligleute. Hark Ulws' Herr war in hohem Grade kriegeriſch, und die übrigen kleinen Fürſten, deren Gebiete das ſeinige begrenzten, waren auch keine friedlichen Nachbarn. Es konnte alſo nicht wohl anders ſein, als daß häufig Fehden und Kriege geführt wurden.

Der junge Inſelfrieſe, der ſich in allen Verhältniſſen leicht zurechtfand, zeigte bei einer gewiſſen Gelegenheit große Tapferkeit und Klugheit, weshalb ſein Herr keinen Anſtand nahm, ihm das Commando über 500 Mann Cavallerie, d. h. Soldaten zu Pferde, anzuvertrauen. Als Hark ſich ſpäter einmal in einer anderen Fehde nicht

weniger durch Treue gegen ſeinen Herrn als durch perſönliche Tapferkeit auszeichnete, übertrug der Bey ihm das Commando über die geſammte Cavallerie. Als General über die Cavallerie erfocht er mehrere glänzende Siege.

Aber das Kriegsglück iſt wandelbar. Das mußte Hark auch erfahren. Er gerieth nämlich einſtmals, als er den Feind verfolgte, in eine unbekannte felſige Gegend, wo er ſich auf einmal von einer feindlichen Uebermacht umringt ſah. An Entkommen war nicht zu denken. Eine feindliche Kugel, für ihn beſtimmt, tödtete ſein Pferd unter ihm. Hark mußte ſich gefangen geben. Die Feinde nahmen ihm ſeinen Leibgurt ab und banden ihm damit die Hände auf den Rücken. Fünfundvierzig Mann von ſeinen Untergebenen wurden vor ſeinen Augen maſſakrirt, mit dem Schwert in Stücke zerhauen, und man war eben im Begriff, mit Hark Ulms auf dieſelbe Weiſe zu verfahren, als Einer darauf aufmerkſam machte, daß der Fürſt von Conſtantineh ein gutes Löſegeld zahlen würde, wenn man dieſen vornehmen Krieger ausliefern würde. Da ſiegte denn die Geldgier über die Grauſamkeit. Hark wurde darauf mit fünfzehn anderen vornehmen Gefangenen in's Gefängniß abgeführt.

Eins habe ich vergeſſen zu erzählen. Hark hatte in der Türkei ſeinen chriſtlichen Glauben treu bewahrt, was

ſein Herr, der gewiß ein kluger Mann war, ihm hoch anrechnete. Denn dieſer pflegte zu ſagen: Von einem Menſchen, der ſeinem Gott nicht treu bleibt, erwarte ich nicht, daß er mir Treue beweiſ't.

Als Harf nun im Gefängniß lag, verbreitete ſich das Gerücht, unter den vornehmen Gefangenen ſei ein Chriſt. Die Gemahlin des afrikaniſchen Fürſten, in deſſen Gewalt Harf gerathen war, bezeigte großes Verlangen, den Chriſten einmal zu ſehen und mit ihm zu reden, da ſie über die Chriſten viele abenteuerliche Dinge gehört hatte. Die hohe Frau verſchleierte ſich ſorgfältig und begab ſich mit ihrem Gefolge in das Gefängniß. Ihre erſte Frage war, wer der Chriſt ſei. „Ich bin's!“ ſagte Harf in der Sprache des Landes, die er bereits ſprechen gelernt hatte. Da wurde er denn gefragt, ob es wahr ſei, daß man in den Ländern der Chriſten hölzerne und gemalte Bilder anbete, ob man durch dieſe und jene Ceremonien Gott verehre. Die Fürſtin mochte wohl gehört haben, daß die Katholiken dergleichen thun und alle Chriſten für Katholiken gehalten haben. Harf beantwortete ihre Fragen und zeugte von ſeinem Glauben an den unſichtbaren Gott und ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum. Die hohe Frau ſchien an dem Frieſen Gefallen zu finden. Harf benutzte aber die Gelegenheit, inſtändig zu bitten, daß ſeine Freiheit ihm gewährt werden möchte.

Er hatte keine Fehlbitte gethan; denn bald darauf kam ein Schmied, die Bande zu zerbrechen, mit welchen er gefeſſelt war.

Darauf wurde Hark vor den Scheich, d. h. Aelteſten, geführt, der ein Enkel des alten Fürſten war. Dieſer ließ unſerm Hark Erquickungen verabreichen und bezeigte auf mannigfache Weiſe, daß er Wohlgefallen an ihm finde und ihm wohl wolle. Hark mußte aber bei ihm bleiben und war im Grunde nichts anderes als Sklave eines anderen Herrn. Einmal bat der Scheich ſeinen fürſtlichen Großvater, er möge ihm erlauben, den gefangenen Chasnadar mit auf die Jagd zu nehmen, welche Bitte ihm gern gewährt wurde. Als der Scheich und deſſen Begleiter ſich nun eine gute Weile mit Jagen beluſtigt hatte, wurden die Pferde auf die Seite geführt, und man fing an, ſich mit Scheibenſchießen zu beluſtigen. Unſer Frieſe, in Gedanken über ſein Schickſal vertieft, ſtand ſchweigend da und betrachtete die vortrefflichen Pferde des Scheichs. Da fragte der Scheich ihn, ob die edlen Roſſe ſich wohl hinſichtlich ihrer Stärke und Schnelligkeit mit den Conſtantinaiſchen Roſſen meſſen könnten. Hark antwortete: „Da es ſich nicht anders geziemt, als hohen Herrn allezeit die Wahrheit zu ſagen, ſo ſag' ich's frei heraus: die Roſſe des Beys von Conſtantineh ſind edler als die des Scheichs.“ Der Scheich,

seinen Unwillen verbergend, befahl, dem Chasnadar eins der edelsten Rosse vorzuführen, daß er es probiren möchte, dann werde er schon sein vorschnelles Urtheil zurücknehmen.

Nachdem Hark nun einen Proberitt gethan und sich davon überzeugt hatte, daß nicht leicht ein besserer Renner gefunden werde, — da blitzte der Gedanke in ihm auf: Hier hast du die beste Gelegenheit zu entfliehen und zu deinem alten Herrn zurückzukehren. Wohl schlug ihm das Herz bei diesem Gedanken; aber gedacht, gethan. Hark drückt dem Renner die Sporen in die Seiten und sprengt in's Weite. Als er keine Miene macht, umzukehren, sendet man zwanzig bis dreißig bewaffnete Reiter hinter ihm drein; diese zielen und feuern auf ihn, aber sie treffen ihn nicht. Hark behält den Vorsprung.

Nach einer Stunde hatte Hark seine Verfolger aus dem Gesichte verloren. Da suchte er einen dichten Wald auf, wo er das Pferd weiden ließ und zu seiner eigenen Erquickung salatartige Kräuter aufsuchte, die er, das Pferd am Zügel haltend, verzehrte. Als er sich erquickt hatte, setzte er seinen Ritt fort, wobei er sich, wie der Schiffer auf der See, nach den Gestirnen richtete, um die Gegend zu finden, wo er seinen vorigen Herrn wußte. Des Tags verbarg er sich in dichten Wäldern, des Nachts ritt er weiter.

Endlich gelangte er spät Abends im Lager des Beys

von Conſtantineh an und meldete ſich ungeſäumt. Wie der Alte ſich freute, als er ſeinen treuen Chasnadar wieder hatte!

Als endlich die Fehde beendigt war, vereinigte ſich der Bey von Conſtantineh mit demjenigen Bey, den er ſoeben bekriegt hatte, zu einem Feldzuge gegen einen gemeinſchaftlichen Feind. Die beiden Verbündeten hatten über eine Armee von mehr als 40,000 geübten Kriegern zu gebieten. Als ſie etwa ein halbes Jahr im Felde gelegen hatten, fingen die Verbündeten an, Mangel zu leiden, denn der Feind hatte einen ganzen Zug mit Proviant beladener Kameele aufgefangen und weggenommen. Da mußten die Verbündeten aus Noth einen Hauptangriff machen. Die beiden Fürſten beſchloſſen, einen Kundſchafter auszuſenden, der die Lage der Dinge erforſchen ſollte. Hark Ulws ward zum Kundſchafter gewählt. Wenn er diesmal ſeinen Auftrag wohl ausrichten werde, ſagte ſein Fürſt, ſo ſolle er mit Ehren aus ſeinem Dienſte verabſchiedet werden, und es ſolle ihm frei ſtehen, in ſeine Heimath zurückzukehren.

Hark näherte ſich zur Nachtzeit dem feindlichen Lager, wurde aber leider bemerkt und war im Nu von feindlicher Cavallerie umringt. Augenblicklich warf er Säbel und Piſtolen weg und gab ſich für einen Deſerteur aus, der dem von ſeinem Fürſten bekriegten Bey von

Tunis wichtige Nachrichten mitzutheilen habe, also begehre, je eher, je lieber vor diesen geführt zu werden. Die Feinde sahen gleich an seiner Uniform, daß er ein vornehmer Officier sei, und führten ihn vor den Bey von Tunis, der ihn gleich fragte, was er ihm denn mitzutheilen habe. Hark theilte dem Bey mit, daß die Verbündeten bereits Mangel litten, wovon die Schuld ihm zugeschrieben werde, da man behaupte, er sei zu sorglos gewesen und habe nicht rechtzeitig die gehörigen Maßregeln getroffen, den Raub zu verhindern. Daher sei sein Fürst nun aber auch willens, ihn seine Ungnade fühlen zu lassen, und so wisse er nichts Anderes und Besseres zu thun, als sich die Gnade des Fürsten zu erbitten, vor dem er jetzt stehe, auch verspreche er, ihm treu zu dienen, wenn er ihn in seine Dienste nehmen wolle. Er kenne die Stärke und Stellung der Verbündeten und sei bereit, seinem neuen Herrn mit seiner Kenntniß bestens zu dienen.

Der Bey von Tunis ließ sich täuschen. Er schenkte dem Chasnadar ein Pferd nebst allem Zubehör, betrachtete ihn ganz als den Seinigen und gestattete ihm, sich im Lager frei zu bewegen.

„Die Güte des alten Fürsten rührte mich" — erzählte Hark später — „und ich kann nicht läugnen, daß es wirklich eine Weile mein Vorsatz war, in seinem

Dienſte zu bleiben, zumal alle Ausſicht da war, daß er als der ſtärkere das Feld behalten würde.“

Da paſſirte etwas, wodurch Hark in die bedenklichſte Lage gerieth. Es kamen nämlich drei Tage nach ſeiner Gefangennehmung einige Ueberläufer aus dem Heere der Verbündeten, die recht gut wußten, daß Hark ſich keineswegs die Ungnade ſeines Fürſten zugezogen habe, und nicht ſäumten, den Tuneſern zu hinterbringen, daß der Chasnadar eben ausgeſandt worden ſei, die Anſtalten des Feindes zu erſpähen. Ein Tuneſer ſagte unſerm Hark gerade in's Geſicht, der Bey von Tunis werde bald erfahren, was für Einer er ſei und was er eigentlich im Sinne habe. Hark ſtellte ſich zornig und begehrte zu erfahren, welcher Lügner alſo geſprochen habe. Einer von euren eigenen Ueberläufern hat's geſagt — war die Antwort.

Da merkte unſer Hark, was die Glocke geſchlagen. Er ſann jetzt nur darauf, wie er Gelegenheit finden möchte, ſich auf und davon zu machen. Gleichwohl war er ſehr eifrig in ſeinem Dienſt und ſchien vor Begierde zu brennen, einen Ausfall gegen die Verbündeten zu machen; aber er merkte es wohl, daß man ihm nicht traute.

Es wurde ihm jedoch geſtattet, ſich an einem Ausfall gegen die Feinde der Tuneſer zu betheiligen. Er

war der Vordersten einer in der kleinen Rotte, die den ersten Angriff zu machen hatte. Was that Hark? Als er den Constantinehern so nahe gekommen war, daß seine alten Kampfgenossen ihn erkennen konnten, machte er ihnen durch ein Zeichen begreiflich, daß sie nichts von ihm zu besorgen hätten, worauf diese ihm entgegen eilten und ihn als Freund mit offnen Armen aufnahmen. Sogleich wurde Hark zu nicht geringer Verwunderung seines Fürsten in dessen Lager gebracht.

Hark stattete seinem Kriegsherrn einen genauen Bericht ab über die Stärke und Postirung des Feindes und rieth ihm, bei einbrechender Nacht die Tuneser anzugreifen und den Angriff von der Seite her in's Werk zu setzen, wo jene sich geschützt glaubten. Es kam zu einem heftigen Kampfe. Der Bey von Constantineh wurde von den Tunesern umringt und sein Pferd unter ihm von einer Kugel durchbohrt. Hark, der immer an seiner Seite war, bot ihm gleich sein Pferd an. Der Bey entkam; aber Hark mußte zurückbleiben, da kein zweites Pferd da war, das er hätte besteigen können. Da war guter Rath theuer. Hark wußte keinen andern, als sich auf die Erde zu werfen, wo ein Todter neben dem andern lag. Da lag er denn ausgestreckt wie ein Todter zwischen den Todten. Die rechte Hand hatte er auf der Brust, wo er nach Türkenart sein Messer versteckt hatte. Als

er eine Weile so gelegen hatte, kamen einige Tuneser zu Pferde. Er hörte den Einen sagen: Hier finde ich eine prächtige Uniform, die muß ich haben. Der so gesprochen, stieg gleich vom Pferde, hob unsern Hark auf, kehrte ihn um und schickte sich an, ihm den Liebesdienst zu erweisen, ihm seine Kleidung auszuziehen; aber — in demselben Augenblicke ergriff Hark den Tuneser und hielt ihn fest mit der einen Hand, während er mit der andern sein Messer hervorzog und den Feind durchbohrte. Darauf bestieg er das Pferd des Getödteten und entkam glücklich vom Kampfplatze. In kurzer Zeit war er wieder bei seinem Herrn, der ihn bereits als einen Todten betrauerte und nun vor Freuden außer sich war, als er seinen Getreuen lebendig und unversehrt vor sich sah.

Nach dieser Schlacht regierte der Bey von Constantineh mehrere Jahre sein Land in Frieden. In dieser Zeit wurde dem friesischen Jünglinge auch die Freude zu Theil, mit fünf Europäern und zwar Deutschen auf kurze Zeit zu verkehren. Der Vornehmste unter den Fünfen war der Doctor Hebenstreit; aber unter Allen war ein Gärtner von Alsen, der den Doctor begleitete, unserm Hark der Liebste. Mit diesem Landsmann sandte er Grüße in's Vaterland. Dem Doctor, der ein großer Liebhaber von Alterthümern war, schenkte er mehrere alte römische Gold- und Silbermünzen, auch zeigte er

demſelben Ruinen alter Gebäude, an welchen ſich Inſchriften fanden, die der Doctor ſorgfältig aufzeichnete. Der Doctor wünſchte zu wiſſen, womit er dem Chasnadar wieder eine Freude machen könne. Hark wünſchte ſich ein gottesfürchtiges (religiöſes) Buch, woraus er Nahrung ſchöpfen könne für ſeinen inwendigen Menſchen; denn im Lande der Türken gab's damals keine chriſtliche Kirchen. Der Doctor verſprach, ihm nach ſeiner Rückkehr von Deutſchland aus ein ſolches Buch zu ſenden. Er hat auch Wort gehalten. Von Sachſen aus ſchickte er unſerm Hark des frommen Speuers Reiſepoſtille. Das war ein Geſchenk, das Hark in Ehren hielt, ſo lange er lebte. Die Reiſepoſtille reiſ'te mit ihm umher im Lande der Türken und wurde ihm ein Himmelsbrod auf der Lebensreiſe.

Als nun der Friede das Land beglückte, beſchloß der Bey, eine Wallfahrt nach Mekka in Arabien zu machen, um ſeine Andacht am Grabe des von den Türken verehrten heiligen Propheten Muhamed zu verrichten. Die dortigen Fürſten reiſen ſtets in anſehnlicher Begleitung. Ihrer waren 6000 Mann, die mit dem Conſtantinehiſchen Bey nach Mekka wallfahrteten; ungefähr 4000 Mann reiſ'ten auf eigene, die übrigen 2000 auf Koſten des Beys. Hark mußte ſeinen Fürſten natürlich auch auf dieſer Reiſe begleiten. Das war aber eine beſchwer-

liche Reiſe; denn der Weg ging durch öde Wüſten, wo kein Waſſer war. Man nahm Trinkwaſſer mit in großen ledernen Schläuchen, die von Kameelen fortgeſchafft wurden. Obgleich große Vorräthe mitgenommen wurden, trat doch häufig Waſſermangel ein, daß man in Gefahr war zu verſchmachten. Die Hin- und Herreiſe wurde übrigens glücklich ausgeführt. Sie dauerte dreizehn Monate.

Hark wurde ſpäter mit einer Geſandſchaft an den damaligen König von Marokko beauftragt, die er zur Zufriedenheit ſeines Herrn ausrichtete.

Jetzt hatte er ſeinem Fürſten zwölf Jahre treu gedient. Es waren ihm Auszeichnungen zu Theil geworden, deren ſich wohl niemals ein auf dem Sklavenmarkte verkaufter Jüngling in dem Maße zu erfreuen gehabt hat. Gleichwohl hat er nach ſeinen eigenen Erzählungen wenig frohe Tage und Stunden in dem fremden Lande verlebt. Es iſt ihm nicht beſſer gegangen, als es andern Hallig- und Inſelbewohnern in der Fremde zu ergehen pflegt: er hat die liebe Heimath nicht vergeſſen können, er hat das Heimweh, das keinen guten Menſchen verläßt, nicht los werden können, weder im Getümmel auf dem Schlachtfelde, noch am Glanze des Hofes. Das väterliche Haus auf der Düneninſel, die in dieſem Hauſe waltende Mutter, die verſandeten Aecker und Wieſen

an dem Fuße der Amringer Dünen und der auf diesen Aeckern und Wiesen arbeitende Vater, die Dünen des Inselstrandes, das Brausen und Brauden des deutschen Meeres, dazu das tiefe Weh und Leid derer, die ihn als einen für sie Verlorenen betrauerten, — das Alles schwebte ihm in der Fremde beständig vor seiner Seele und verwirrte ihm oft den Sinn. Er war nicht glücklich.

Da wagte er es, seinen Herrn an das Versprechen zu erinnern, welches dieser ihm vor jener entscheidenden Schlacht gegeben hatte. Siehe da, Gott der Herr, der die Herzen der Menschen, auch der Fürsten, leitet und lenket wie die Wasserbäche, der lenkte auch das Herz des Bey Assin, daß er seinen Chasnadar Hark Ulws ehrenvoll verabschiedete und ihm erlaubte, seine in Afrika erworbenen Güter als wohlverdienten Lohn seiner Treue mitzunehmen.

Ich glaub's auswendig zu wissen, wie Hark seinen Abschied von seinem Herrn selbst beschrieben und aufgezeichnet hat, und will versuchen, diesen Abschied mit Harks eigenen Worten zu erzählen.

„Einer der vornehmsten Bedienten meines Herrn, der sein Neffe war und nach meinem Weggange sein Nachfolger geworden ist, vereinigte seine Bitte mit der meinigen um Gewährung meiner Freiheit. Er stellte dem Fürsten meine treuen Dienste vor, verweilte lange bei

dem glücklichen Ausgange meiner Unternehmungen, und unſere Bitten wurden erhört. — Am Abend vorher, ehe ich Conſtantineh verließ, hatte ich annoch verſchiedene Unterredungen mit meinem Herrn. Als wir während deſſen aus einem Zelte in unſerer Nähe einen Lärm hörten, fragte er mich, was das wäre. Ich antwortete, es wären Mohren, denen ein Oberhaupt ihrer Familie geſtorben wäre, um welches ſie eine Klage anſtimmten. Ja, erwiederte er, der iſt wohl daran, aber du, was denkſt du? Siehe, du reiſeſt nun fort und ſtirbſt heut' oder morgen; ich nehme keinen Theil an deinem Verderben, es ſei auf deinen Schultern, denn ich habe dir zu deinem Beſten gerathen. Deine Verantwortung wird daher deſto größer ſein, weil du Gelegenheit gehabt haſt vor deinen Mitchriſten, ein Muſelmann zu werden. Am folgenden Tage, als ich reiſefertig war, ging ich zu meinem Fürſten, küßte ſeine Hand, und ſprach: Efendi, ich danke für das Brod und Salz, welches ich nun zwölf Jahre aus Euren Händen empfangen, bitte mir Euren Segen aus und bitte um Vergebung für Alles, womit ich mich möchte verſehen haben. Seine Antwort war: Ich danke dir, Kapitain, für deinen Dienſt, und habe ich dir etwas zuwider gethan, bitte ich gleichfalls, daß du mir es vergeben wolleſt. Bei dieſen letzten Worten mußte ich weinen; ich umfaßte die Knie meines Herrn;

aber der alte Herr, dem die Thränen ebenfalls über die Backen herabrollten, hob mich wieder auf, legte seine Hand auf mein Haupt und sprach: Geh' mit Gott. Nimm dich in Acht vor starkem Getränk und hüte dich vor den Juden in Algier, daß sie dir dein Geld nicht wegstehlen. Darauf ertheilte er mir einen Paß auf Pergament, den ich in Algier vorzeigen könnte."

Nun müssen wir aber auch einmal wieder an den Vater Ulw denken, der, wie ich zu Anfang meiner Erzählung sagte, daheim auf der hohen Düne saß und sehnsüchtig hinausblickte auf das Meer. Er hatte in Betreff seines Harf nur dunkle die Sage vernommen, daß er noch lebe und Sklave eines Despoten sei in fernem Lande. Für Ulw war's auch ganz anders geworden. Unglücksfälle hatten sein Vermögen weggerafft. Seine Schiffe waren verunglückt. Seine Aecker und Wiesen hatten mehrere Jahre nach einander ihm nichts eingebracht. Seine ausgeliehenen Kapitalien waren verloren gegangen. So war er fast arm geworden. Und doch hatte er nicht geruht, das Lösegeld für seinen Sohn, eine Summe von achthundert Mark Schleswig-Holsteinisch Courant, zusammen zu bringen. Als es endlich zusammengebracht worden, hatte Ulw die Freude gehabt, den schweren Geldbeutel durch Vermittelung eines Consuls nach Algier abgehen zu lassen.

Da saß er wieder stundenlang auf seiner Düne, die damals schon nach seinem Namen die Ulwsdüne genannt wurde. Jedes weiße Segel, das am Horizont auftauchte, jedes Schiff, das in die Schmaltiefe einlenkte, erfüllte sein Herz mit Freude und Hoffnung, mit Besorgniß und Furcht.

Aber ach, Ulws Sorge und Mühe schien vergeblich zu sein. Für die achthundert Mark, die er nach Algier geschickt hatte, wurde einem wildfremden Menschen, dessen Name einen ähnlichen Klang hatte wie der des Harf Ulws, die Freiheit erkauft. Das erfuhr der alte Ulw. Da wollte er vor Traurigkeit fast vergehen und schier verzagen. Es tönte aber eine Stimme in seinem Herzen: Gott der Herr kann deinen Sohn auch ohne dein Zuthun wieder frei machen; hoffe nur und setze dein Vertrauen ganz auf die Gnade!

Da ging er denn wieder tagtäglich nach der Düne und achtete nicht darauf, wenn die Leute ihm zuriefen: Was hoffst du noch, da du doch nichts mehr zu hoffen hast? — Er saß aber als ein ganz anderer Mann auf seiner Düne, und wenn er so hinaus blickte auf das weite deutsche Meer, so erklang das Gotteswort: Setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade! in seinem Herzen, und das Herz wurde ihm so weit, daß er nicht mehr verzagte, sondern glaubte.

Der rechte Glaube läßt nicht zu ſchanden werden. Eines Tages nämlich, als Ulw wieder auf der Düne ſaß, ſteuerte ein Schiff geraden Laufes in die Schmaltiefe hinein und dem Amringer Hafen zu. Ein Mann ſtieg an's Land und lenkte ſeine Schritte nach Ulw's Hauſe. Es war ein Seefahrer, der von Hamburg kam und dem alten Ulw einen großen Brief mit einem gar wunderlichen Siegel brachte.

Hark ſchrieb ſeinem Vater, er ſei reichlich mit irdiſchen Gütern geſegnet von ſeinem Herrn entlaſſen worden und in Hamburg angelangt, wo er ſeinen Vater erwarte. Dann wolle er mit ihm heimkehren und wieder ein Inſelmann werden und ein Inſelmann bleiben.

Da erfuhr der alte Ulw etwas von der Freude des Erzvaters Jakob, und er konnte gleichwie der alte Jakob kaum glauben, was ihm geſchrieben ward. Die erſte Schiffsgelegenheit brachte ihn nach Hamburg. Der aufwartende Diener wollte den einfachen alten Mann, der den Chasnadar zu ſprechen begehrte, anfangs nicht vorlaſſen; aber der vornehme Mann in der ſeltſamen Tracht eines türkiſchen Generals hatte die Stimme des Vaters erkannt, kam heraus, und Vater und Sohn hatten ſich wieder. Beide konnten nur weinen vor Freude und dem Herrn danken, der Alles wohlgemacht hatte.

Unſer Hark ſah bald darauf nach einer Abweſenheit

von dreizehn Jahren das heimathliche Eiland mit dem Vaterhauſe wieder. Wie hatte ſich Alles verändert! Wie klein war jetzt in ſeinen Augen das Land, das er früher ſo groß gefunden hatte; wie klein die Dünen, die er, da er ſelbſt klein war, für Berge gehalten; wie klein wären die Häuſer, die er als Kind große Häuſer genannt hatte! Aber das Meer, das deutſche Meer, das noch immer brandete und ſchäumte, war noch ebenſo groß in den Augen des Mannes, wie der Knabe es gefunden, und das Herz des Mannes war nicht minder groß; denn Hark hatte bewahrt, was der gute altfrieſiſche Spruch ſagt: „Rüm Hart, klar Kimmaug!“ (Geräumig Herz, klarer Horizont).

Alle Verwandten und Freunde, Nachbarn und entfernter Wohnende, Alte und Junge ſtrömten herbei, den Mann zu ſehen, den Gott ſo wunderbar geführt hatte und der jetzt in fremdländiſcher Kleidung, in türkiſcher Rüſtung da ſtand.

Als es Abend geworden war und Hark mit den Seinigen allein war, wurden Kiſten und Kaſten ausgepackt und Afrikas Schätze auf den Tiſchen ausgebreitet.

Bald hieß es aber auf der Inſel: Hark Ulws iſt wie äußerlich, ſo auch innerlich ein Türk geworden und vom heiligen chriſtlichen Glauben abgefallen. Hark war aber nicht gewichen von dem Glauben und der Hoffnung

der Christen, und deß zum Zeugniß bekannte er bald nach seiner Heimkehr seinen christlichen Glauben öffentlich vor der Gemeine in der Kirche, wo er getauft war. Nun sah die Gemeine ihn als den Ihrigen an.

Darauf hat Hark noch manches Jahr in Ruh und Frieden auf dem heimathlichen Eilande verlebt und vielen Insel- und Halligleuten seine Lebensgeschichte erzählt, auch das Wichtigste von seinen Erlebnissen aufgezeichnet. Er ist in Frieden gestorben. Speners Postille, die der Doctor Hebenstreit ihm nach Afrika gesandt hatte, ist sein Erbauungsbuch und sein Wegweiser gewesen in die rechte Heimath. Darin hat er noch an seinem Todestage gelesen, und das Buch hat aufgeschlagen neben ihm gelegen, als ein schneller, aber kein böser Tod ihn in die rechte Heimath gebracht hat.

Der alte Vater Ulw hat nach der Heimkehr des Sohnes noch vierzehn Jahre gelebt.

Jetzt ruhen beide längst im Grabe. Ihr Denkmal ist die große Ulwsdüne, die euch an die wunderbaren Fügungen Gottes erinnern muß, so oft ihr sie aus dem grauen Nebel hervortreten sehet. Zwei andere Denkmäler, Leichensteine, bezeichnen noch immer ihre Ruhestätten auf dem Amringer Kirchhofe und sagen der Nachwelt, daß Gottes Rath oft wunderbar ist, der Herr aber denen, die ihn lieben, alle Dinge zum besten dienen läßt."

„Amen!“ sprach die Versammlung in der friesischen Spinnstube auf der Hallig, und für diesen Abend begehrte man keine weitere Erzählung.

Fünfte Erzählung aus der friesischen Spinnstube.

Von den Wogenmännern und anderen Seeräubern.

Es hat recht schlimme Zeiten gegeben auf unsern friesischen Uthlanden. Die Fluthen haben häufig ganze Familien und ganze Ortschaften arm gemacht. Gewaltige Stürme haben drüben auf den Außeninseln gewüthet, die Ländereien mit Flugsand überschüttet und dadurch öde und unfruchtbar gemacht.

Wenn aber eine Gegend verwildert, so verwildern leider die Menschen mit. Das hat Nordfriesland erfahren.

Die Inselmänner hatten von Jugend auf gelernt, im Frühjahr und Sommer das Land, im Herbst die See zu pflügen. Als es nun kein Land mehr gab zu pflügen, fanden sie es bequem, im Sommer wie im Winter die See zu pflügen und von einem Acker zu ernten, wo man es nicht nöthig hat, vorher zu säen.

Es war nämlich nicht immer friedlicher Erwerb, dem in alter Zeit die Männer auf der See nachgingen. Die Söhne der Kressen Jakobs auf der südlichen Land-

zunge des Eilands Sylt wurden Seeräuber, als Stürme und Fluthen ihre Ländereien verwüstet hatten.

Die in der versandeten Dünenschlucht wohnenden Söhne der Kressen Jakobs tröſteten ſich über die ſchlechte Beſchaffenheit ihrer Heimath mit den Worten: „Frie is de Strandgang, frie is de Nacht, frie is de Fiſchfang, frie is de Jagd; unſer is de ganze See un de ſchöne Hörumer Rhee.“

Es geſellte ſich bald allerlei Geſindel von nah und fern zu ihnen, und Kreſſen Jakobs Söhne waren die Anführer einer ganzen Seeräuberbande geworden, die den ſüdöſtlichen Winkel der Nordſee beunruhigte, indem ſie dem friedlichen Kauffahrteifahrer ſeine Ladung wegnahm und ſelbſt Menſchenleben ihr nicht heilig war, wenn Todtſchlag vor Entdeckung ſchützen mußte.

Beſonders war es der lange Peter, einer von Kreſſen Jakobs Söhnen, der ſich als Seeräuber hervorthat. Er wurde bald als Anführer und König der Bande angeſehen. Er verſtand das Regieren. Daneben war er ſo klug und liſtig, daß er Alle irre führte, die ihm Schlingen gelegt hatten, und oft gar diejenigen in's Netz führte, die ſchon glaubten, ihn gefangen oder ſeiner Macht Abbruch gethan zu haben. Er nannte ſich in ſeinem Uebermuth „der Hamborger Bedreger, der Bremer

Krütz un Beleger, den Mann von nargends un överall, den Herrn von't Hörnumer Rövergetal.“

Doch der Krug geht zu Waſſer, bis er bricht.

Der lange Peter hatte anfangs nur Fremde beraubt und mit den Landsleuten gute Landsmannſchaft gehalten, den Landsleuten auch redlich, oft gar reichlich bezahlt, was dieſe ihm an Lebensmitteln, Schiffen und Schiffsgeräthen überlaſſen hatten. Endlich, als alle beſſeren Regungen in ihm erſtorben waren, fing er auch an, ſeine Landsleute, die Sylter, zu berauben.

Bei nachtſchlafender Zeit verübte er einen Einbruch und Raub, wurde aber auf friſcher That ertappt von wachſamen Männern, die ihn beobachtet hatten, ohne daß er, der ſonſt ſo Wachſame, es bemerkt hatte. Das Haus wurde in aller Stille umzingelt, und der lange Peter, der mit ſieben ſeiner Gehülfen eben im Begriff war, ſich die beſten Sachen, die es barg, zuzueignen, ward mit den Seinigen gefangen genommen.

Man machte kurzen Proceß mit ihnen. Sie wurden nämlich in Ketten und Banden nach dem Hauptdorfe Keitum gebracht und von dort in Gegenwart vieler Neugierigen und Solcher, denen die Niederlage der Seeräuber und ihr Ende eine Augenweide war, nach dem Galgenhügel geführt, wo man ſie bis auf einen Einzigen, den man in Anbetracht ſeiner Jugend wieder laufen ließ,

aufgeknüpft und ihre Körper männiglich zur Warnung auf's Rad geflochten.

Der junge Seeräuber aber, dem man nicht bloß Frist zur Buße gegönnt, den man sogar auf freien Fuß gesetzt hatte, daß er ein neues Leben anfangen möchte, that keineswegs Buße, sondern benutzte die erste beste Gelegenheit, den Tod seines Meisters und seiner Genossen zu rächen, indem er denen, die ihn und seinen Meister verrathen hatten, den rothen Hahn auf's Haus setzte, dann aber das Land verließ und sich nie wieder in seiner Heimath sehen ließ.

Das war die Treue eines Seeräubers. Man muß Treue respektiren, wo man sie findet, hier aber bedauern, daß ein treues Gemüth sich verirrt hatte, und wie es denn so geht, aus einem Irrthum in den andern gerieth.

Vor vielen hundert Jahren *) wurden auch die Nordstrander und Eiderstedter und nicht minder die Halligleute von den Wogen- oder Wagemännern beunruhigt, gemißhandelt und ausgeplündert. Die Wagemänner waren eine Rotte einheimischer Seeräuber, die, so lange das Fahrwasser eisfrei war, bald hier, bald dort den friedlichen Kauffahrer oder Fischer überfielen und ihm Schiff und Ladung wegnahmen, auch wohl einsam gelegene Höfe,

*) Nach Neocorus um 1452, nach Andern um 1407.

Bayerische Staatsbibliothek München

Häuser und Dörfer umzingelten und die Bewohner zwangen, herzugeben, bis das Haus leer war, worauf sie sich dann wieder auf ihre Schiffe zurückzogen und auf der See verzehrten, was sie auf dem Lande geraubt hatten. Zur Winterzeit benutzten die Wagemänner häufig alte Burgwälle, auch wohl Kirchen und Kirchthürme als Versteck und Zufluchtsort, von wo aus sie Streifzüge in's Innere der Inseln und des Festlandes unternahmen und gewöhnlich mit großer Beute heimkehrten. Sie raubten auch Menschen, stahlen Kinder und Jungfrauen und brachten dieselben in ihre Burgen.

Das Unwesen der Wagemänner dauerte seine Zeit. Die Nordstrander und Eiderstedter vereinigten sich, dem Gräuel ein Ende zu machen. Unter Anführung ihres Stallers (Oberbeamten) zogen sie bewaffnet nach der Burg zu Westerhever, wo die Wagemänner sich verschanzt hatten und fingen an, die Burg zu belagern. Eine der geraubten Jungfrauen, die bei den Seeräubern in der Burg war und ihre jungfräuliche Ehre zu retten gewußt hatte, ließ die Zugbrücke herunter, worauf die Strander und Eiderstedter hineindrangen und die Wagemänner, 60 an der Zahl, gefangen nahmen. Die Räuber wurden hingerichtet und die Burgwälle geschleift.

Einer der frechsten Seeräuber war Cort Wittrich, ein Dithmarse. Derselbe hauſete lange in dem Thurm

der alten Tauf- oder Hauptkirche auf Pelworm. Die alte Pelwormer Kirche mit ihrem ſtattlichen ſtarken Thurme liegt und lag ſchon damals hart am Weſtrande der Inſel. Es war alſo leicht, von dieſem Thurme aus Sachen in die Schiffe zu bringen und umgekehrt. Weſtwärts von Pelworm liegt aber, gerade vor der alten Kirche, die kleine Hallig Norderoog, die ſchon damals ſchwach bevölkert war und deren Bewohner gemeinſchaftliche Sache mit den Seeräubern machten. Cort Wittrich hielt den Pelwormer Thurm faſt ein ganzes Jahr beſetzt, überfiel mit ſeiner Bande bald dieſen, bald jenen einſam am Waſſer belegenen Hof, bald dieſe, bald jene kleine Hallig oder Inſel. Wagte es jemand, ſeiner Macht Trotz zu bieten, ſo war er der Rache des Böſewichts gewiß und konnte gewärtigen, daß die überall und nirgends zu Hauſe gehörige Bande ihm bei nächtlicher Weile den rothen Hahn auf's Dach ſetzte und in der Verwirrung an ſich raffte, was zu erreichen war. Man verſtand ſich leider vielerwärts dazu, dem Wüthrich Steuern zu bezahlen, um nur einigermaßen Frieden vor ihm und ſeiner Bande zu haben. Aber den Böſen zeigen, daß man ſie fürchtet, — das iſt das Schlimmſte, was man thun kann. Man that leider dieſes Schlimmſte, und ſo wurde Cort Wittrich immer verwegener.

Von Pelworm aus ſchickte er einſtmals eine Ab-

theilung seiner Bande nach der Düneninsel Amrum, dort zu rauben und zu plündern. Die Wattströme waren damals seichter als jetzt, und so weit das Auge sehen konnte, war im strengen Winter das Wattenmeer mit Eis belegt. Ein Sonntag war zu dem Ueberfalle ausersehen, weil dann der größte Theil der Bevölkerung Amrums dem Gottesdienste in der Kirche beiwohnte. Die Räuber hatten weiße Hemden über ihre Kleider gezogen, um auf der mit Schnee bedeckten Eisfläche nicht bemerkt zu werden. Auf Amrum angelangt, ging's sofort nach der Kirche. Das war ein seltsamer Kirchgang. Die Räuber rafften alles Bauholz, Wrackholz, Wagenräder und andere Sachen zusammen und schleppten es mit sich fort. Wer von den Amrumern nicht in der Kirche war, war entweder alt oder schwach und hütete sich wohl, das Haus zu verlassen, wenn er die Räuberbande sah. Eiligst wurden von den zuerst bei der Kirche Angekommenen die damals nach außen aufgehenden Kirchthüren durch davor aufgestapeltes Holzwerk, Wagenräder ꝛc. versperrt, während eine andere Abtheilung unterdeß die Häuser plünderte. Als aber die in der Kirche eingesperrte Gemeine endlich einen Ausweg gefunden hatte, waren die Räuber bereits auf und davon.

Aus der Pelwormer Kirche raubte der böse Cort sieben vergoldete Kelche und Patenen (Tellerchen), eine

kupferne Taufe und eine Monstranz nebst vielen anderen Kostbarkeiten. Die kupferne Taufe brachte er nach Büsum in Dithmarschen, wo sie noch vorhanden ist.

Cort Wittrich kriegte einen bösen Lohn, wie er verdient hatte. Denn als er einmal, wie er glaubte unerkannt, nach Lübeck reis'te, überfiel ihn einer seiner vielen Feinde, ein Segeberger, und henkte ihn an einen Baum an der Landstraße.

Sechste Erzählung aus der friesischen Spinnstube.

„Wo soll ich denn hin?" sagt Jacob Caspers.

Wer von Euch Alten kannte nicht Jacob Caspers, den Wattenschiffer von Amrum, der nie verlegen war, ein treffendes Wort zu finden, weder wenn er flott war, noch wenn er auf dem Trocknen saß? —

Einmal, — ich glaube, es war in den zwanziger Jahren, — gerieth Jacob Caspers mit seinem Schiffe auf den Deich des Ockholmer Kooges; denn es war stockfinstere Nacht, der Sturm tobte, die Wogen gingen hoch, und der ganze Küstensaum stand unter Wasser.

Das Schifflein hatte sich mit seinem Vordersteven in den Deich hineingebohrt, oder war vielmehr von der Wucht des Windes und der Wogen in die Kleimassen des Deiches hineingestoßen worden; darauf war aber die

Fluthwelle im Nu zurückgewichen und die Ebbe eingetreten.

Als das Schiff feſt ſaß, ſchrie Jacob ſeinem Gehülfen zu: „Da ſitzen wir pall; ein ſolches Fuhrwerk *) kam noch nie auf den Deich hinauf; aber wie lange werden wir pall ſitzen? Steigt die nächſte Fluth noch höher, ſo wirft ſie uns über den Deich hinüber, und dann hat die Sloop zum letzten Mal auf Deichen und Wogen gefahren!“

Jacob ließ ſich über Bord gleiten und erklimmte den nahen Kamm des Deiches. „Verwettert zäher und ſchlüpfriger Boden das! Reich' mir den Klotſtock! Der zähe Klei iſt mir ein unwillkommner Stiefelknecht; — da bin ich oben; — Koog voll Waſſer; — jedes Haus und jeder Bauerhof ein kleines Eiland; — überall Licht; — müſſen befürchtet haben, in ihren Häuſern zu ertrinken; — werden nur in Böten zu uns gelangen können! Gott bewahre ſie und uns!“

Jacobs Stoßſätze und -Seufzer hatten das Ohr des Schifferknechts erreicht, trotz Sturmesſauſen und Wogengebrauſ'.

Als Jacob wieder am Bord ſeines Schiffes ange-

---

*) Die Kronen der Deiche dienen in den Marſchen zugleich als Landſtraßen.

langt war, ſorgte er für „etwas Warmes“. Keſſel über's Feuer, ein paar getrocknete Fiſche geröſtet, den Brodſchrank geöffnet und Butter auf's Brod geſtrichen, — das Alles war bald und ſchnell ausgeführt. Nun wurde in aller Gemüthlichkeit gegeſſen und getrunken; denn Jacob meinte, eine Stärkung ſei jetzt nöthiger als je, und der alte Schifferknecht möge lieber eine doppelte als eine einfache Ration zu ſich nehmen, ſintemal es ungewiß ſei, was die nächſte Fluth aus Schiff und Deich, Schiffer und Schifferknecht machen werde! „Und nun wollen wir in Gottes Namen uns ſchlafen legen,“ meinte Jacob, „denn eine Wache können wir ruhig ſein, da das Schiff pall ſitzt und die Fluth uns wenigſtens vier, fünf Stunden in Ruhe laſſen wird.“ Bei den letzten Worten lag Jacob ſchon in ſeiner Koje, und der Schifferknecht machte Anſtalt, dem Beiſpiel ſeines Alten zu folgen.

„Eins! zwei! drei! vier! fünf! ſechs! und nun in Gottes Namen!“ ſprach Jacob, indem er ſich mit der geballten Fauſt ſechs Schläge auf den rechten Oberſchenkel aufzählte, weil er aus langjähriger Erfahrung wußte, daß der Menſch, wenn er muß, ſich die Zeit des Schlafens vorſchreiben kann, und er vor ſechs Uhr Morgens wieder auf den Beinen ſein wollte.

Jacob und ſein Knecht ſchliefen ein nach dem lutheriſchen Katechismus: flugs und fröhlich, ja fröhlich,

trotz ihrer gefährlichen Lage; denn sie kannten den Hüter Israels und wußten, daß die Engel Wache hielten auf dem Deiche und am Bord des Schiffleins.

Jacobs Schiff hatte seinen Schnabel gerade da in den Deich hineingestoßen, wo dieser erst vor einem Jahre einen Bruch erlitten und man eine tiefe Wehle hatte ausfüllen müssen.

Hinter dem Deiche, gar nicht weit von dem frühern Deichbruche entfernt, wohnte der reiche Bauer Harro auf seinem Hofe, der auf einer hohen Werfte lag und in dieser Fluth nicht von den Wogen erreicht worden war; denn es hatte kein eigentlicher Deichbruch stattgefunden, da die Fluthen sich gleichzeitig, aber nur eine kleine Weile, über den ganzen Deich in den Koog ergossen hatten, Gleichwohl war das Wasser im Kooge tief genug, daß ein Binnendeichsboot mit flachem Boden darauf fortgerudert werden konnte. Der reiche Harro hatte mit seinen Leuten die Nacht durchwacht und war schon ruhiger, als der Sturm nach Mitternacht abnahm und die Gewässer sich draußen verliefen. Gleichwohl gab er in früher Morgenstunde seinem Großknechte den Auftrag, in dem auf der Werfte liegenden Binnendeichsboote nach dem Deiche hinüberzurudern und nachzusehen, ob der neue Deichtheil Stand gehalten habe.

Der Großknecht fuhr hinüber und kam bald, etwa

um fünf Uhr Morgens, wieder zurück und erzählte, daß der Deich Stand gehalten, aber ein menſchenleeres Schiff in den Kamm des neuen Deiches ſich hineingerannt habe und ohne Zweifel ein böſes Loch in den Deich reißen werde, wenn die Fluth abermals eine außerordentliche Höhe erreichen würde, was keineswegs unwahrſcheinlich ſei, da es auf den Watten koche und die ferne Braudung heftig raſe; in ſolchem Fall könne gar leicht eine Kammſtürzung erfolgen, und dann würde das Unglück groß ſein.

Harro ſprach ein gotteslästerlich Wort, als der Knecht ſeinen Bericht zu Ende gebracht hatte. Er verfluchte das Schiff, das den Deich ruinirt habe, daſſelbe Schiff, in dem Jacob Caspers ſich in Gottes Namen ſchlafen gelegt hatte und worin er nebſt ſeinem Gehülfen in ſeines Gottes Hut ruhig und feſt ſchlief.

„Böſ' Gebott (Gebet)
Kommt nicht vor Gott!"

ſagten unſere Alten und meinten damit, ein ſolch Gebet werde, obgleich gehört, doch nicht erhört.

Harro hatte keine Ruhe mehr in ſeinem Hauſe. Er ſelbſt nahm die Ruderſtange in die Hand und befahl ſeinen beiden Söhnen und ſeinen drei Knechten, mit ihm hinüberzufahren nach dem Deiche, daß ſie den Kaſten von Schiff hinunterwälzen, oder wenn das nicht anginge, ihn zerſchlagen und zerſägen möchten, damit die

beſchädigte Stelle des Deiches gleich ausgebeſſert werden könne.

Es war um ſechs Uhr Morgens, als Harro mit ſeinen Söhnen und Knechten den Deich erreicht hatte und am Schifflein ſtand.

Unſer Jacob drinnen reckte und ſtreckte ſich. Es war ihm, als höre er Menſchenſtimmen. Schnell war das Recken und Strecken zu Ende, und Jacob ſtand auf dem Verdeck, um ſich davon zu überzeugen, ob er träumend oder wachend da draußen Menſchenſtimmen gehört, oder ob Sturmestoben ihn getäuſcht habe.

Als Harro ſah, daß das Schiff kein todtes war, ſteigerte ſich ſein Unwille, und er ſprach abermals ein gotteslästerlich Wort, das dießmal nicht das Schiff, ſondern den Schiffer verfluchen ſollte, der es gewagt habe, den Ring des Deiches zu berühren, da er doch auf der Waſſerwüſte Platz genug habe.

Ruhig ſtand Jacob da, den Südweſter auf dem Kopfe, mit den Händen wie nach einem treffenden Wort in den leeren Hoſentaſchen ſuchend. Er hatte nicht lange geſucht, da ſprach er das Wort: „Ji wölt mi nich op den Dick hebben; — unſe Hergott wil mi nich op dat Water hebben; op in de Luft kan ick nich kamen: — wo ſal ick den ben?“ (Ihr wollt mich nicht auf dem Deiche haben; — unſer Herrgott will mich nicht

auf dem Waſſer haben; — in die Luft hinauf kann ich nicht kommen; — wo ſoll ich denn bin?)

Solche Bewandtniß hat es mit der auf den Halligen und Inſeln landläufigen Redensart: „Wo ſal ick denn ben? ſegt Jacob Caspers.“

Mit meiner Erzählung bin ich noch nicht am Ende. Harro beugte ſich vor dem Worte aus Jacobs Munde und hatte nichts mehr zu kauf. Er kehrte mit ſeinen Leuten zurück auf ſeinen Hof und beläſtigte Jacob nicht mehr; dieſer aber unterſuchte mit ſeinem Gehülfen das Schiff und fand, daß es keinen Schaden genommen hatte. Sie trafen Vorkehrungen, mit der wiederkehrenden Fluth vom Deich abzukommen, thaten's in Gottes Namen. Und die See, oder vielmehr der Herr, der über See und Sturm gebietet, war barmherziger als der reiche Bauer auf dem Feſtlande.

Die wiederkehrende Fluthwelle ſtieg gerade ſo hoch auf den Deich hinauf, daß ſie unſern Jacob mit ſeinem Schiffe abhob, und ſie ließ ihn gar nicht unſanft hinabgleiten in die Tiefe, wo Jacob wieder flott war und ſich über den Tiefen des Wattenmeeres wohler fühlte als auf jener Höhe, wo er's mit unbarmherzigen Menſchen zu thun hatte.

Jacob Caspers hat ſeidem mit ſeinem Kiel noch viele Jahre das frieſiſche Wattenmeer durchfurcht und

ruht jetzt aus von seinen Kreuz- und Querfahrten. Ich weiß nicht, ob auf seinem oder auf dem Leichenstein eines andern Amringer Schiffers die Worte zu lesen sind:

„Mit vollen Segeln ausgespannt
Eilt' ich in's rechte Vaterland."

Dahen sölt wi All. Amen.

„Jacob hat den rechten Steuermann in seinem Schiffe gehabt," sprach der alte Haje, der viele christliche Lieder auswendig wußte und ein guter Sänger war. Haje stimmte ohne weiteres an, und die Versammlung in der Spinnstube hörte andächtig zu.

Er sang aber

Das Lied vom rechten Steuermann.

Mein Heiland ist mein Steuermann; so groß an Macht und Treu' treff ich auf Erden keinen an, er steht mir immer bei. Mein Schifflein hat er selbst gebaut, so wasserdicht und fest. Mit Wind und Meer ist er vertraut, und niemals mich verläßt.

Oft läßt er wohl geraume Zeit mich ziehn durch Sturm und Nacht; doch hat er meine Sicherheit schon vor dem Sturm bedacht. Er ankert selber her und hin und lenkt der Winde Lauf; den Landungsplatz hat er im Sinn und führt mich sicher drauf.

Will oft mein Glaube sinken dann, so wandelt er daher, gebietet als ein Felsenmann dem Sturme und dem Meer. „Hier bin ich," ruft er, „fürcht' dich nicht! und glaub' und liebe nur! Ich bleibe in der Nacht dein Licht auch ohne helle Spur."

Als Haje gesungen hatte, schwieg Alles still.

Die Hausmutter Tolke wollte aber, daß die Besucher der Spinnstube mit den guten Gedanken des Liedes heim-

gehen und mit ſolchen guten Gedanken gleich Jacob Caspers flugs und fröhlich einſchlafen ſollten. Darum ging ſie in die Ecke des Zimmers, wo die holländiſche Wanduhr hing, und zog mit großem Geräuſche die Uhr auf.

Das war das Zeichen, daß die Beſucher der Spinnſtube aufbrechen ſollten. Sie verſtanden das Zeichen, rafften ihre Wollkörbe, Spinnräder, Strickſtrümpfe und Fiſchernetze zuſammen; „Gute Nacht! Behüt' Gott!“ — und jeder ging nach ſeiner Werfte.

Siebente Erzählung aus der frieſiſchen Spinnſtube.

Der letzte Heide auf den nordfrieſiſchen Inſeln und wie die Frieſen zum Chriſtenthum bekehrt wurden.

Tolke, die gewiegte Erzählerin, wurde gebeten, die Geſchichte von dem blaſſen Seemann auf dem Balkſtein zu erzählen. Sie willfahrte gern und hub an: „In alten Zeiten, als das Beſte noch fehlte, was wir jetzt haben, lebte ein wäldiger Mann, Namens Olde Balk auf Föhr;“ — ſie wurde unterbrochen: „„Das Beſte, was man jetzt hat auf unſern Eilanden, was iſt das?““ Tolke: „Das iſt das Chriſtenthum. Mir fällt was ein. Ich hab euch noch nicht erzählt, was mein Aeltervater, der Grönlandsfahrer, über die Einführung des

Christenthums in Friesland zu erzählen wußte; will's euch zum besten geben und das miteins. Dann erzähl' ich nachher von Olde Balk." — „„Zum Text! Zum Text!"" —

„Der große deutsche König Karolus machte sich mit großer Heeresmacht auf, die Friesen zu unterjochen, als er mit den Sachsen fertig geworden war. Ihm konnte nichts widerstehen. Er bezwang sie und befahl ihnen, neue Willkühren zu machen, das will sagen, sie sollten neue Gesetze und Rechte wählen. Karolus wollte nicht mit den Friesen verfahren, wie mit andern unterjochten Völkern, sintemal die Friesen unter den von ihm bezwungenen Völkern die alleredelsten waren, daher er auch jedem edlen freien Friesen erlaubte, einen halben Adler in seinem Wappen zu führen. Aber die edlen Friesen antworteten, sie könnten keine Wetten (Gesetze) und Willkühren machen, wenn sie nicht zuvor Rathleute gewählet hätten. Sprach der große König: So wählet denn Rathleute und kommt nach zween Tagen wieder. Da wählten die Friesen der Rathmänner zwölfe. Karolus, der große König, sah die friesischen Rathmänner an und sprach: Machet Willkühren eurem Volke! Sprachen die Rathleute, die zwölfe: Die Friesen sind vorsichtige Leut'. Wir müssen Bedenkzeit haben. Da gab ihnen Karolus, der große König, Bedenkzeit. Fünf Tage konnten sie's

bedenken und berathen. Als die Tage um waren, kamen die Rathmänner, die zwölfe, und sprachen: Neue Willkühren machen, das können wir nicht; wir wollen die alten Wetten behalten, — sie sind gut. Solche Verwegenheit nahm der große König ihnen höchlich übel und rief überlaut: So laß ich euch der Kühren dreie, darunter ihr wählen sollt. Entweder ihr seid Knechte, oder ihr werdet geköpft, oder man soll euch in ein Schiff ohne Segel und Ruder setzen und euch mit der Ebbe hinaustreiben lassen zum großen Seethor in's wüste Meer. — Die friesischen Rathleute wählten die letzte Kühr, wurden also auf ein Schiff ohne Segel und Ruder gesetzt und trieben hinaus in die weite wilde See, daß kein Land mehr zu beangen war. Am dritten Tage, bei Tagesgrauen, stürmte es heftig; hoch ging die See. Da wollt' ihnen schier der Muth entfallen. Der weiseste unter den Zwölfen sprach aber zu den Eilfen: Ich habe von einem Priester der neuen Lehre gehört, der ein Mann unsers Volkes war, daß der Alte, als er leibhaftig in Menschengestalt auf der Erde wandelte, unter Zwölfen der Dreizehnte war, und daß er die Zwölfe nie rathlos und trostlos gelassen. Er hat die Zwölfe immer mit starker Hand aus der Noth gerissen, sie allzeit wieder in den Hafen gebracht. Lasset uns, edle freie Friesen, Den bitten, daß Er auch unter uns Zwölfen sei der Dreizehnte.

Da fielen die zwölf friesischen Rathleute auf dem Verdeck ihres Schiffleins auf die Knie und thaten ihr Gebet. Und als sie beteten, hörte das Meer auf zu toben; es wurde ganz stille. Ihr Schifflein wurde umgelenkt, daß es dem Lande zusteuerte. Als sie sich umsahen, erblickten sie Einen am Hintersteven, dessen Gestalt war wie die eines Menschensohnes, aber er war herrlicher als irgend ein anderes Menschenkind. Er hatte eine Axt, mit der lenkte er das Schiff. Daß er nicht damit schlagen und kämpfen wollt', das sah man ihm an; denn sein Auge blickte unendliche Liebe, unendliches Erbarmen. Das Schifflein glitt gegen den Strom nach dem Vaterlande der Friesen. Der am Ruder war der Herr Christus selbst. Gar schnell, o gar schnell bracht' Er sie heim, und so leicht. Am hellen Mittag traten sie an's Land, Christus der Herr mit ihnen. Da gingen sie nach dem „alten Hof", zwischen „Busch und Hain", wo die Friesen sich zum Thing versammelten. Sie traten in den Kreis, den Dreizehnten in ihrer Mitte. Der sagte ihnen, welche Willkühren sie machen sollten, und Karolus, der große König, sei Sein Diener, sagte Er ihnen. Sie thaten, wie Er gesagt; aber Ihn selbst sahen sie nicht mehr. Gleich machten sie sich auf den Weg, mit dem großen Könige zu reden. Auf dem Wege kamen ihnen Männer ihres Volkes entgegen. Die wunderten

ſich höchlich, die Zwölfe wieder zu ſehen, allzumal das große Bild des Gottes Wodan, das in dem heiligen Hain geſtanden, bei Tagesanbruch umgefallen ſei und zerſchmettert da liege. Die Zwölfe ſahen ſich unter einander an und merkten wohl, daß ſolches zu der Stunde geſchehen ſei, da der Herr Chriſtus zu ihnen in's Schiff getreten war. Darauf ſprachen die Rathmänner, die zwölfe, wohlgemuth: Uns und euch und dem ganzen Lande haben wir einen neuen Gott erkoren, der Chriſtus heißt. Er iſt bei uns geweſen im Schiffe; Er hat uns an's Land gebracht. Er iſt größer und mächtiger als Wodan; Er iſt ſtark, weiſe und frai (gut); Er hat uns gelehrt, neue Willkühren zu machen. Deß freuten ſich die Frieſen. Da traten die Zwölfe vor den großen König. Der wunderte ſich, ſie wieder zu ſehen. Sie erzählten ihm Alles und daß ſie nun neue Willkühren machen könnten. Deß freute ſich König Karolus ſehr. Die zwölf Rathmänner aber machten nun der Willkühren ſiebenzehn und der Rechte vierundzwanzig. Die beſtätigte der große König und befahl, daß die Frieſen freie Leute bleiben und ihre eigenen Rechte behalten ſollten, bis der wiederkomme, den ſie auf dem Schiffe bei ſich geſehen hätten.

„So erzählte mein Aeltervater, der Grönlandsfahrer,

fuhr Tolke fort, und nun höret, was ich von Olde Balk und dem blassen Seemann zu erzählen weiß.

„Der große Balkstein, der jetzt auf einem Watt westlich der Insel Föhr liegt, war in heidnischen Zeiten ein großer Opferaltar auf der Föhringer Geest. Um den Stein herum lagen Todtenhügel in großer Menge, in welchen verbrannte Menschengebeine in Töpfen vergraben waren. Als die Menschen auf unsern Eilanden Christen geworden waren, mochten sie den großen Opferstein nicht mehr ansehen, die Todtenhügel nicht mehr besuchen. Eine gute halbe Stunde Weges weiter nach Osten erbauten sie aber ein Gotteshaus von den großen Steinen, die früher die Todtenhügel umkränzten; denn dem Heidengotte und dem Heidenthume sollte die Ehre genommen und dem höchsten und rechten Gotte und dem Christenthume wieder gegeben werden. Nur Ein Mann, es war Olde Balk, wollte ein Heide bleiben. Darum erbaute er sich ein Haus nicht weit von dem großen Steine und brachte Opfer nach wie vor. Er erzog seinen Sohn Jung Balk auch im Heidenthume, lehrte ihn die steinernen Aexte und die steinernen Hämmer *) heilig

*) Die uralten Geesthöhen auf den friesischen Außeninseln Sylt, Föhr und Amrum sind reich an Steinen, besonders an Feuersteinen. In der sogenannten Steinzeit scheinen auf diesen Geesthöhen, nach unserer Art zu reden, Waffenfabriken gewesen

halten, aber den weißen Chriſt und das ſteinerne Gotteshaus verachten. Als Jung Balk groß geworden war, ward er ein Seeräuber, ging fort und blieb wohl zwanzig Jahre in der Fremde, raubte zur See und plünderte an den Küſten. Während er fort war, ſtarb der alte Balk und ward unter dem großen Stein begraben. Zu der Zeit ward das frieſiſche Meer wilder, denn je zuvor. Es riß große Strecken Landes weg, auch ein großes Stück von der Föhringer Geeſt. Die Todtenhügel, die um den großen Stein herum lagen, ſanken in's Meer. Der Stein aber blieb einſam ſtehen auf dem kahlen grauen Watt. Die Kirche bekam einen Thurm mit ſchönen Glocken, die Gottes Ehre im Lande umher erklingen ließen. Da kam Jung Balk mit ſeinem Raube zurück. Er ſoll eine große Kiſte voll Silber- und Gold-

---

zu ſein, da man noch heutzutage an verſchiedenen Punkten auf dieſen Höhen ganze Haufen zerbrochener, mißlungener und angefangener Geräthe aus Feuerſtein, als Pfeilſpitzen, Meſſer, Keile ꝛc. findet. Die großen Aexte und Hämmer aus Flintſtein und anderm Geſtein, die in den alten Steingräbern gefunden werden, ſind dem Anſcheine nach auch in dieſen Gegenden verfertigt worden. Die Kunſt, den Feuerſtein durch Abſplitterung in allen beliebigen Formen zu bearbeiten, iſt verloren gegangen. Schreiber dieſes beſitzt eine kleine Sammlung von Steingeräthen aus der Heidenzeit, die der Mehrzahl nach auf den frieſiſchen Außeninſeln gefunden worden ſind.

ſtücke gehabt haben. Damit wollte er heimkehren und am großen Opferſteine wohnen in ſeines Vaters Hauſe, zwiſchen den Todtenhügeln, in welchen die Gebeine der alten Seehelden ruhten. In der Nacht kam er zum Hörnumgatt herein und blieb in der Bucht vor Anker liegen, bis der Tag anbrach. Da wollte er den Hafen vor dem Kranze von Todtenhügeln aufſuchen: er konnt' ihn nicht finden. Vor ſich ſah er eine fremde Küſte mit einer Kirche und einem Thurm, und doch mußt' er in der Nähe der Heimath ſein. Aber ſiehe, da taucht der große Opferſtein herauf aus der Fluth. Die Sonne ſtieg höher, hell erklang das Geläute der Glocken vom Thurme der Kirche zu St. Laurentii *). Die Waſſer verliefen ſich; höher und

*) Dieſe Kirche ſcheint die älteſte auf der Inſel Föhr zu ſein. Ihre Mauern beſtehen größtentheils aus Granitquadern. Noch in neuerer Zeit ſind die großen Granitblöcke, aus welchen Boden, Wände und Decke der Grabkammern in den älteſten Todtenhügeln aus der Heidenzeit beſtehen, und die großen Steine, welche einzelne Grabhügel umkränzen, zu Fundamenten der Wohnhäuſer und anderer Gebäude, auch wohl zu Deichbauten benutzt worden. Es wäre im Intereſſe der Alterthumskunde ſehr zu wünſchen, daß die vielen Denkmäler aus der heidniſchen Vorzeit, welche unſere Außeninſeln noch aufzuweiſen haben, der Zerſtörung nicht anheimfielen. Ein denkender Inſulaner ſagte: Soll die Vergangenheit uns nicht eben ſo dunkel werden, wie die Zukunft, ſo müſſen wir die Denkmäler der Vorzeit unangetaſtet laſſen.

höher trat der Stein hervor. Jung Balk mochte den Klang der Glocken nicht hören, mochte das Land nicht mehr anſehen; er hatte kein Vaterland, kein Vaterhaus mehr; nichts als der Stein war ihm geblieben als Erbe. Da mochte er auch nicht länger leben. Aber den Stein, den Opferſtein wollte er noch einmal anſehen; auf den Opferſtein wollte er ſein Erworbenes als Opfer niederlegen und dann ſterben. Er ſtieg mit ſeinem Kaſten auf den Opferſtein hinauf. Was erblickte er? Auf dem Stein ſtand mit Runen geſchrieben, eingegraben von dem Diener ſeines Vaters: „Unter dem Opferſteine liegt der Letzte, der ein Opfer brachte, Olde Balk.“ Jung Balk blieb auf dem Opferſteine ſitzen, ließ die Wogen an ſich herankommen und ſtürzte in die Tiefe, als die Brechſeen über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen. Sein Leichnam ward am äußerſten Ende der Inſel gefunden. Man erkannte ihn und begrub ihn neben dem Balkſteine auf dem grauen Watt. Wo iſt ſeine Seele hingefahren? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich: In ſeinem naſſen Grabe hat ſein Leib keine Ruhe gefunden; denn man hat ihn als Geſpenſt bei hellem Mondſchein oft mit ſeinem blaſſen Geſicht und in ſeiner Seemannstracht, mit triefendem Haar und triefenden Kleidern ſitzen ſehen auf dem Balkſteine. Niemand hat's gewagt, ihn zu fragen, wo ſeine Schätze geblieben ſeien; jeder

ist still vorbeigerudert und hat sich gesegnet mit dem heiligen Kreuz.

Achte Erzählung aus der friesischen Spinnstube.

Die Jungfrau von Cordouan.

Heute Abend ist ein alter Seemann in der Spinnstube. Der weiß viel zu erzählen. Er ist auf allen Meeren der Erde gewesen, hat Grönland und Spitzbergen, Ost- und Westindien, China und Neuholland gesehen. Die jungen Seeleute, die sich in der Spinnstube eingefunden haben, fordern ihn auf, von der Jungfrau von Corduan zu erzählen, damit man auch einmal mit seinen Gedanken hinauskomme in die weite Welt.

Der Alte erzählt: „In den großen See- und Handelsstädten giebt es Leute, die so reich sind, daß den Halligfrauen und -mädchen der Verstand stille steht, wenn sie erfahren, daß ein Kaufherr, wie derjenige, von dem ich erzählen will, für einen kleinen Theil seines Vermögens all unsere Halligen sammt deren Häusern und Hütten mit allen Habseligkeiten der Halligleute würde kaufen können.

Vor dreihundert Jahren, so hab' ich mir erzählen lassen, lebte ein Kaufherr in einer großen Stadt Frank-

reichs, der so reich war, wie ich eben beschrieb. Dieser reiche Mann hatte nur ein einziges Kind, ein Töchterlein, schön wie Milch und Blut, aber nicht allein schön, sondern auch sittsam und fromm. Das schöne Kind hieß Maria. Wie der Vater geheißen, weiß man nicht mehr; denn man giebt sich wenig Mühe, die Namen derer zu behalten oder zu erfahren, von denen nicht viel mehr gesagt werden kann, als bloß: sie waren reich. Unser Herr Christus hat uns Lucä am sechszehnten auch nicht gesagt, wie der reiche Mann geheißen habe; aber den Namen des frommen Armen hat er uns genannt. Nun, damit ich's kurz mache, der reiche Kaufherr hatte ein prächtiges Haus, große Waarenspeicher, angefüllt mit den Producten aller Länder, dazu viele Schiffe in der See, die für ihn verdienten, während er auf dem trocknen Lande herrlich und in Freuden lebte. Unter seinen Schiffsführern war ein junger Mann unseres Volkes, der sich nicht minder durch männliche Schönheit und resolutes Wesen als durch seemännische Tüchtigkeit auszeichnete. Er gehörte also nicht zu denjenigen, die außer dem Seewesen nichts verstehen und auf dem Lande und unter Landmenschen sich nicht zu führen und angenehm zu machen das Zeug haben; nein, unser Capitain war auch auf dem Lande ein ganzer Mann. Was Wunder, daß er der schönen Maria bald ebenso wohl gefiel, wie

ſie ihm, daß die beiden Leutlein einander Liebe und Treue gelobten. Der junge ſchmucke Capitain ſollte mit ſeinem ſchmucken Schiffe eine Fahrt nach Indien machen. Am Morgen vor der Abreiſe wagte er es, ſeinem Rheder, dem reichen Handelsherrn, ſeinen Herzenswunſch vorzutragen. Es bekam ihm übel. Der Handelsherr würdigte ihn kaum eines Seitenblickes. Er ſaß, o ſo kalt, an ſeinem Schreibtiſche, ſo kalt wie die Goldſtücke, die aufgeſtapelt vor ihm auf dem Tiſche ſtanden. Stolz und ſteif richtete er ſich auf und ſprach das Urtheil: Mein Schiff, das führt Ihr mit Ehren; mein Kind, — das iſt eine ganz andere Sache; es würde meiner Maria ſchlecht anſtehen, unter Eurer Flagge zu fahren. Ja, wenn Ihr auch eine Standesperſon wäret, wenn auch adeliges Blut in Euren Adern flöſſe, wenn Ihr auch halb ſo reich wäret, als ich: — ich würde Euch doch abweiſen. Darum lichtet den Anker und erſäufet Eure Liebe zu meinem Kinde in dem kalten Schooße des Atlantiſchen Meeres. Thut Ihr das, ſo könnt Ihr in meinen Dienſten bleiben, ſonſt —; eine Handbewegung und ein finſterer Blick des Reichen ſagten dem Capitain: Hebe dich von hinnen.

Er ging. Bald eilte ſein Schiff mit vollem Bramſegel dahin über die Fluth. Arbeit und ſtete Aufmerkſamkeit halfen ihm niederkämpfen, was ihm das Herz

ſchwer zu machen, alle Lebensluſt und alles Lebensglück ihm zu entreißen drohte. Gleichwohl lebte Marias Bild in ſeinem Herzen und begleitete ihn von Europa nach Indien, von Indien nach Europa. Und Maria? Sie liebte ihren Godber um Godbers willen; denn Geld und Gut ſind einem reinen Gemüthe nur geringe Dinge. Sie dachte nur an Godber. An Beharrlichkeit und Willenskraft ihres Vaters rechte Tochter, ließ ſie ſich durch nichts bethören; ihm nur konnte und wollte ſie Liebe und Treue bewahren; ihn als auf immer verloren betrachten, — ſie wollte und konnte es nicht. Aber ihr Lächeln glich von nun an nur dem Blinken des Schnees und des Eiſes. Sie würdigte keinen jungen Mann, der ihr Aufmerkſamkeiten erwies, einer Beachtung, die als Liebe gedeutet werden konnte. Sie war der Stillen Eine geworden.

Gleichwohl erwartete der Vater, daß die Zeit und eine andere Umgebung ſeine Maria zu einer Andern machen würden; allein weder der Winter, den ſie in Paris zubrachte, noch der Sommer, den ſie unter Andaluſiens unbewölktem Himmel verlebte, malte wieder rothe Roſen auf ihre bleichen Wangen.

Die Zeit eilte auf Flügeln dahin. Die zwei, drei Jahre, die man damals zu einer Fahrt nach Oſtindien brauchte, waren bald verſtrichen. Da waren aber auch

für den Reichen die Tage gekommen, von welchen der Menſch, der Reiche wie der Arme, ſpricht: Sie gefallen mir nicht. Er fühlte ſich mit jedem Tage ſchwächer. Es kamen ihm jetzt Gedanken und Gefühle, die ihm neu waren. Er zählte ſein Geld nicht mehr, ſondern ſeine Tage von heute bis zu der langen Nacht, die bald, ach bald für ihn herniederzuſteigen drohte. Er ſah im Geiſte das offene Gewölbe ſeines Grabes und beſuchte die Gewölbe nicht mehr, die ſeine Schätze bargen. Er dachte nicht mehr daran, was ſein Handel ihm gebracht hatte, wohl aber an ſeine Handlungen, die nun alle vor ihm ſtanden als Begleiter hinauf vor den Thron des Richters der Lebendigen und der Todten. Er ſah ſein einziges Kind, ſeine Maria, an, die ein Schattenbild geworden war, und fragte ſich: Hab' ich ihr den Lebensweg geebnet und die Bürden des Lebens ihr erleichtert? Ach, ich dachte: Hab' ich mein Kind nur reich gemacht, ſo hab' ich alles wohl bedacht. — Mein eitler hoffärtiger Sinn hat ihr Herz verwundet und ihr Glück einem eitlen Schimmer geopfert. — Auf Marias Antlitz ſtand deutlich geſchrieben: Ein ſtiller Gram zehrt an ihrem Leben, und das Leben ſelbſt hat keinen Werth mehr in ihren Augen. Ihre glanzloſen Augen ſagten dem Vater: Siehe, wie hat ſie geweint und vergebens im Weinen Linderung geſucht für die Qualen ihres gepreßten Herzens.

In dem Herzen des Reichen arbeitete es gewaltig. Das Wort Gottes, das er bisher nur gehört hatte wie diejenigen, die mit dem harten Wege, oder mit dem felsigen oder mit dem dornigen Ackergrunde verglichen werden, fing an, in seinem Herzen zu arbeiten, daß er fragte: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Er fand die Antwort: Glaube an den Herrn Jesum Christum; schließ die Rechnung ab mit der Welt und bestelle dein Haus; erwirb dir Freunde mit dem ungerechten Mammon.

Das Alles that er. Gott gab ihm die Kraft dazu.

Seinem Töchterlein sagte er, indem er mit seiner welken Hand ihr die Wange streichelte: Mein Kind, sei nun froh und gutes Muthes; der, den du lieb hast, soll dein ehelich Gemahl werden. Ich bin euch nicht mehr zuwider und gebe euch meinen Segen. Dein Bräutigam wird bald mit seiner Ladung aus Indien zurückkehren; dann umarme ich ihn als meinen Sohn und bitte Gott, daß er den Bund der frommen Herzen segnen wolle.

Das Schiff des Indienfahrers strich durch die Wellen und näherte sich schon der Küste Frankreichs. Da erhob sich ein gewaltiger Sturm, der die Wogen peitschte, während der Himmel sich verdunkelte, und nur dann und wann ein Blitzstrahl den Schiffenden gestattete, eine Seemarke des nahen Landes zu beachten. Der friesische Capitain stand am Ruder und lenkte sein Schiff nach

dem ſichern Hafen. In ſeinem Herzen ſah es noch finſterer aus, als in der Natur um ihn her. Gleichwohl leukte er den Lauf des Schiffes mit ſicherer Hand.

Leider barg das aufgeregte Meer eine Klippe, die ſich gleißneriſch unter der Fluth verbarg. Weiße Roſen überall in der Finſterniß; der Geſichtskreis ſo verengt, daß der ſichere Port nicht zu ſehen iſt.

Da kommt unſer Landsmann Godber mit ſeinem reich beladenen Schiffe der Klippe zu nahe. Einen Augenblick noch ſchwebt das ſtolze Schiff über dem ſcharfen Kamm der unterſeeiſchen Klippe! — ein mächtiger Wogenberg rückt heran, und — die See hat ihren Raub verſchlungen.

Der weiße Giſcht des Meeres iſt zum weißen Laken des Hochzeitsbettes, die Brandung ſelbſt zum Hochzeitsbette des Capitains geworden.

Ein Brett, ein einziges Brett, das die Wogen an den Strand warfen, wird der Bote, der Tags darauf dem Vater und der Tochter erzählt, was da geſchehen.

Da brach dem Alten Aug' und Herz in Trauer und Reue ob der Härtigkeit ſeines Herzens; Maria aber lernte ſprechen: Des Herrn Wille geſchehe, und trug ihr Kreuz mit Demuth und Ergebung.

Ihr Gold war ihr fortan ein Gräuel. Dieſes Gold, das ihren Vater lange Jahre um den Seelenfrieden ge-

bracht, das wie ein Drache ihre Liebe bewacht, das ihren Willen gekettet und zwei Herzen von einander getrennt hatte, — dieses Gold mochte sie nicht mehr hüten und bewahren; aber mit eben diesem Golde sollte nach dem Willen der Jungfrau ein großes Werk ausgeführt werden.

Sie warf es in's Meer, d. h. sie ließ auf der Klippe Cordouan große Felsen versenken und auf den versenkten Felsen, als auf einem sichern Grunde, ein aufgemauertes rundes Festungswerk anlegen. Die Veste soll nicht dem Feinde des Landes Trotz bieten, wohl aber dem in grausigen Stürmen aufgeregten Meere. Innerhalb der starken Ummauerung ließ sie nämlich einen sehr hohen prächtig ausgestatteten Leuchtthurm aufführen, der den Armen auf dem Wasser in finstrer Nacht mit seinem Lichte Trost und Sicherheit gewähren und sie vor der gefährlichen Klippe warnen sollte. Der Thurm sollte zugleich ein Denkmal des geliebten Todten sein, ein würdiges Denkmal, indem er Andere dem Untergange entriß und dem Weibe den Gatten, der Braut den Bräutigam erhielt.

Das unterste Stockwerk des Thurmes wurde auf Anordnung der Jungfrau als Capelle eingerichtet, wo das Bild der Mutter Gottes hoch und rein thronte, von wo aus das Täublein des Glaubens mit dem Oelzweige der Hoffnung über's Meer hinausflog, während hoch

oben unter goldner Kuppel ein heller Lichtschimmer auf das dunkle Meer hinausstrahlte.

Dreihundert Jahre sind seitdem verflossen; aber die Söhne des Meeres wissen noch zu erzählen von der Jungfrau von Cordouan, deren Gedächtniß mit der Verehrung der heiligen Jungfrau so innig verbunden ist, daß der Seemann des Südens, sobald er das klare Auge des Thurmes am Horizont erblickt, still sein Haupt entblößt vor der Mutter Gottes, der die Capelle geweiht ist, und dann der irdischen Maria gedenkt, die den Leuchtthurm von Cordouan erbauen ließ.

Ein Schlicklauf.

Ich kann dir nicht sagen, lieber Leser, wie mir, dem Friesensohne eines zerbröckelnden Eilands, zu Sinne ist, wenn ich an einem schönen Sommertage von dem Städtlein Husum aus eine Reise nach den Halligen antrete, und das Segelboot so schnell über die Tiefen und Untiefen hinweggleitet, während die Hänsergruppen auf den hohen Halligwerften so still da liegen, als trauerten sie in tiefem Weh und Leid ob der Trübsale, die über das schöne Land der Friesen ergingen.

Dann habe ich meinem Schiffer nichts zu sagen und

ihn nichts zu fragen. Er ist auch schweigsam; denn er ist ein Inselfriese und gedenkt wie ich mit Wehmuth an die Zeit, in der Kornfelder dort wogten, wo jetzt unser Kielwasser sich kräuselt.

Habe ich aber erst mit meinem Schiffer die Hallig erreicht und freundliche Aufnahme in einem Halligh ause gefunden, so lös't sich das Band der Zunge, und es geht an Fragen und Antworten Schlag auf Schlag.

Heute will ich eine Schlicktour machen. Seit drei Tagen weht ein Ostwind, der die See zurücktreibt und die Watten trocken legt.

Die freundliche Wirthin besorgt mir einen kundigen Führer, einen Schlickläufer vom Fach, der die Watten genau kennt und sich nöthigenfalls bei finstrer Nacht vermöge seines Ortsinns zurechtfinden würde. Ich muß lange Seestiefel anziehen und eine Seemannstracht anlegen; denn auf dem schlüpfrigen Schlick würde mein langer Rock mit schrecklich breiten Randglossen versehen werden, die keine Bürste wieder herausbringt.

Wir sind reisefertig. „Daß ihr euch aber vorsehet, wenn der dicke Nebel sich auf die Watten lagern sollte!“ ruft die freundliche Alte uns nach, indem wir von der Werfte hinabsteigen zum Halligufer.

Mein Führer glaubt, es habe keine Noth, und wir gehen wohlgemuth weiter. Der rothbeinige schwarzbefrackte

Austernfischer und die große Brandente gucken voll Verwunderung zu uns herauf, indem wir die seichte Rinne durchwaten, in deren Schlick jene ihre Nahrung suchen und finden. Die caspischen Seeschwalben aber, die aus höhern Regionen herabschauen auf ihre zarten Jungen, die zum ersten Mal in ihrem Leben sich Nahrung suchen auf dem Watt, scheinen anzunehmen, daß die Wattentour der beiden großen Schlickläufer keine andere Bedeutung habe, als ihre lieben Kleinen zu beunruhigen. Sie verlassen, durch diese Annahme getäuscht, ihre höhere Region und umschwärmen unsere Köpfe in immer engern Kreisen, fortwährend ihr immer kürzer werdendes „Kreia, Kreia!“ ausstoßend.

„Das ist seine Strafe, daß er bis zum jüngsten Tage als schreiender Backer (Seeschwalbe) die Ufer unsrer Inselbrocken umschwärmen muß,“ bemerkt mein ernster Führer und erzählt mir die Geschichte von dem bösen Landesfürsten Friedrich, der die Anno 1634 übriggebliebenen Nordstrander von Haus und Hof vertrieb, jetzt aber gleich seinen bösen Rathgebern in Backern verwandelt, selbst alljährlich um sein eignes Nest, das er nur am Halligrand bauen darf, mit Wellen und Wogen, Winden und Stürmen kämpfen muß.

Da ich gern einen verständigen Mann die Geschichten und Sagen seiner Heimath erzählen höre, bitte ich meinen

Begleiter, mir zu erzählen von dem Untergange Nordstrands und der Schandthat des böſen Friedrichs. Der Schlickläufer willfahrte mir, und ich will dir wieder erzählen, was er mir berichtet hat.

Zu der Zeit, als der dreißigjährige Krieg in Deutschland geführt wurde, im October des Jahres 1634, trieb ein anhaltender Weſtwind große Waſſerberge vor ſich her und durch den engliſchen Canal in die Nordſee hinein. In der Nacht vom 11. auf den 12. October drehte ſich der Sturm plötzlich von Weſt nach Nordweſt und trieb die hochgehenden Wogen der Nordſee mit großer Gewalt gegen die ſchwach beſchützten Küſten des ſchleswigſchen Frieslandes.

Das war die letzte Nacht, die auf das alte Nordſtrand herniederſtieg.

Eine Ueberſchwemmung iſt das Schrecklichſte, was man ſich denken kann. Dem Feuer kannſt du entfliehen; aber der Halligmann kann ſeine Werfte und die Scholle, die ſeine Werfte trägt, nicht verlaſſen, wenn die See mit großem Ungeſtüm erſt an ſeine Deiche und dann an ſeine Thür klopft; er kann nicht weichen, wenn die Wogen Einlaß begehren. Unter ſolchem Aufruhr der Elemente werden die wilden Seevögel zahm und flüchten ſich in die Nähe der menſchlichen Wohnungen. Klagend klammert ſich die Seemöve an den Rändern der Werften

an, während die schäumenden Wogen schon das Dach des Hauses bespritzen mit ihrem Gischt. Das Werftenhaus wird in seinen Grundfesten erschüttert, und die Bewohner desselben fühlen sich nicht mehr sicher auf dem Heuboden. Gleichwohl müssen sie bleiben; denn wohin sollen sie fliehen?

Schon am Abend des 11. Octobers, als eben die Fluthwelle zurückkehrte, blickten die Nordstrander mit banger Besorgniß nach ihren Deichen und Dämmen, an welchen die Wogen mit solchem Getose zusammenbrachen, daß kein erfahrner Mann länger daran zweifelte, daß die Deiche und Dämme brechen und die Fluthen das Land überschwemmen würden.

Das Anklopfen und Einlaßbegehren der Wogen macht die Beherzten verzagt, macht aller Fröhlichkeit ein Ende, heißt den Spötter schweigen und Gott fürchten, lehrt glauben und beten, erinnert gar gewaltig an den Richter der Lebendigen und der Todten. Es wurde nicht lange angeklopft. An vierundvierzig Stellen brach der Außendeich, und die Gewässer der Nordsee stürzten herein in die Köge des Landes Nordstrand.

Wenn die See den Kamm des Deiches zerreißt und über denselben hinweg ihre Wassermassen in den Koog hinabstürzt, bohren die in wirbelnder Bewegung hinabstürzenden Wogen große Löcher in den Boden hinein, die

bisweilen hundert Fuß tief ſind. Dieſe Löcher werden Kolke genannt. An den Kolken kommen zuweilen recht merkwürdige Erſcheinungen vor. Bisweilen werden große Bernſteinſtücke und Gerippe von Hirſchen und anderen Waldthieren mit den Moor- und Schlickmaſſen des aufgewühlten Untergrundes zu Tage gefördert. Die Schlamm- und Moormaſſen des Untergrundes bedecken dann weite Strecken der Oberfläche und verwüſten das Land.

Nordſtrand ſollte in der Ueberſchwemmung des Jahres 1634 nicht etwa bloß unter Waſſer geſetzt und auf mehrere Jahre in ein unfruchtbares Erdreich verwandelt werden; es war vielmehr in dem Rathe des Höchſten beſchloſſen, den größten Theil des großen fruchtbaren Landes von dem Erdboden gänzlich zu vertilgen. — Als die Gewäſſer in jener Schreckensnacht in die Köge hineinſtürzten und den Boden vor ſich her aufwühlten, vertilgten die Wogen jegliche Spur früheren Anbaues. Die Köge wurden in Seen verwandelt, über deren Spiegel nur noch die obern Theile der Werften mit den Häuſern hervorragten. Neue Waſſermaſſen wälzten ſich in die Köge: da verſchwanden auch die Werften. Da klopfen die Wogen an die feſt verriegelten Thüren, und die Menſchen flüchten ſich betend mit ihrer beſten Habe auf den Boden hinauf und klammern ſich an Sparren

und Hahnenbalken an. Die Mauern stürzen ein. Die Rinder und Pferde in den Ställen brüllen und wiehern vor Angst. Die Fluthen steigen noch höher, heben die Balken und Böden mit den Heu- und Strohklampen hoch empor, daß das Gebälk ächzt und kracht; die Jahrhunderte alten eichenen Ständer vermögen nicht länger Stand zu halten, — da schwimmen die Dächer als zerbrechliche Fahrzeuge auf der wilden See und werden hin- und hergeworfen, bis sie auseinander fallen. Die Menschen halten sich fest an den Trümmern; aber die Wogen der Nordsee schütteln die Armen ab von dem Hort und Halt, den sie gefunden, und versenken sie in die Tiefe.

Die Morgensonne des 12. Octobers beleuchtete ein Bild der Zerstörung. Durch vierundvierzig Deichbrüche zogen Fluth und Ebbe aus und ein. Ueberall Trümmer, todte Thierkörper und Leichname von Menschen, Hügel von Schlick- und Kleimassen, — ein wahres Bild der Verwüstung.

Von zwanzig Kirchspielen waren nur vier übrig geblieben; von den 10,000 Menschen, die das alte Nordstrand bewohnten, waren nur noch 2600 am Leben, und die Mehrzahl der Uebriggebliebenen stand arm und blos da. Alles war verloren: Haus und

Hof, Viehstand und Erntesegen, selbst der Grund und Boden war nicht mehr da.

Viele Einwohner der mittleren Köge des Landes hatten sich auf das höher liegende Moor, das in der Mitte des alten Nordstrands lag, hinaufgeflüchtet und dort zitternd vor Kälte, durchnäßt am ganzen Körper und jeglicher Erquickung entbehrend, das Sinken der Fluth abgewartet. Jene Moorstrecke bildet die jetzige Hallig Nordstrandisch Moor, die durch eine tiefe fast meilenbreite Wasserstraße von Neu-Nordstrand getrennt ist. In der einen Schreckensnacht wurde das Angesicht des nordfriesischen Uthlandes so verändert, daß ein Fremder die Gegend schwerlich würde wieder erkannt haben. Das westlichste Kirchspiel des alten Landes war zu einer Insel (Pelworm) geworden; denn die Köge zwischen diesen übrig gebliebenen Kirchspiel und dem jetzigen Nordstrand waren sämmtlich untergegangen.

Es war damals eine schwere Zeit in den friesischen Uthlanden. Die armen Leute, die bis auf das nackte Leben alles verloren hatten, standen traurig da auf dem unbewohnten wüsten Moor und blickten hinüber auf die blanken Köge, wo die Ruinen ihrer Werften und ihrer Häuser als durchlöcherte Dächer ruhend auf dem Ständerwerk aus der Wasserwüste hervorragten. Der Winter mit seinen Sturm- und Eisfluthen stand vor der Thür.

Wie ſollten die Armen durch den Winter kommen? — Zeiten großer Noth ſind aber, Gott ſei Dank, auch gewöhnlich Zeiten großer Hülfe. Die Nachbarn auf dem ſchleswigſchen Feſtlande zeigten einen edlen Wetteifer, die ſturmflüchtigen Nordſtrander zu unterſtützen und ſchickten Lebensmittel, Kleidungsſtücke und Geld hinüber nach den verödeten Eilanden. Ein Häuflein der Geretteten erbaute ſich Häuſer und Hütten auf dem wüſten Moor. Gott der Herr, der Armen Hort und Hülfe, ſchickte ſo viele Fiſche, daß das Wattenmeer wie lebendig war und die der Waſſersnoth Entronnenen wenigſtens nicht dem Hungertode anheimfielen.

Was that denn der Fürſt des Landes für ſeine ſchwer heimgeſuchten Unterthanen? Er that nicht bloß Nichts zur Linderung der großen Noth, ſondern nahm den Strandingern die 17,000 Demath (ungefähr 35,000 Morgen) Landes, die das Meer ihnen gelaſſen hatte. Das ging ſo zu. Friedrich der Dritte befahl den übriggebliebenen Nordſtrandern, ihre zerſtörten Deiche und Dämme innerhalb kurzer Friſt wieder in guten Stand zu ſetzen, und bedeutete ihnen, daß er, falls ſolches nicht geſchähe, ihnen ihren Grund und Boden nehmen und denſelben fremden Leuten übergeben würde, die bemittelt genug wären, das verödete Land auf's Neue mit Deichen und Dämmen zu verſehen.

Wie vorauszuſehen war, konnten die Nordſtrander dem Willen ihres Fürſten nicht nachleben. Da machte dieſer ſeine Drohung wahr, indem er Brabanter und Holländer in's Land rief und ihnen den Grund und Boden übergab, den die Väter der ſturmflüchtigen Frieſen dem Meere entriſſen und durch Deichbauten in Köge verwandelt hatten. Einige der Unglücklichen, die das Land ihrer Väter nicht verlaſſen mochten, blieben als Knechte und Mägde zurück und pflügten die Aecker und mähten die Wieſen, die man ihnen genommen hatte, im Dienſte Fremder um ſpärlichen Lohn. Die Meiſten jedoch wanderten aus nach Holland und nach Brandenburg in Preußenland, wo ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit ernährten.

Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Gott der Herr, der die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, wußte auch den Fürſten Friedrich zu finden und ihn zu ſtrafen. Friedrich des Dritten Sohn wurde aus dem Lande gejagt, als der Vater im Grabe lag.

Als mein Führer ſeine etwas lang gerathene Erzählung von der böſen That Friedrichs des Dritten beendigt hatte, waren wir auf einer hohen Sandplaat, d. i. Sandplatte oder -Bank, angekommen, auf welcher ſich mehrere hügelartige Erhöhungen befanden, die dunkler gefärbte Erdmaſſen enthielten, als ihre nächſte Umgebung,

und wie die Plaat ſelbſt tagtäglich von der Fluth beſpült oder vielmehr ganz unter Waſſer geſetzt wurden. Es waren verſunkene und abgenagte Werften, auf welchen einſt Häuſer ſtanden, als dieſe Gegend noch feſter Grund und Boden war.

Wir betraten dieſe Erhöhungen des Watts und fanden neben verſunkenen Grundſteinen Einfaſſungen alter Ciſternen, die jetzt weiter nichts umſchließen als Sand und Schlick.

Mein Führer zeigte mir die alte Kirchwerfte. Wir ſchritten hinüber und betraten die geweihete Stätte, die wie die umliegenden Stätten ſchon dem Untergange geweiht war, als hier Lobgeſänge zum Preiſe des Höchſten erſchollen und die Menſchen ſich hier erbauten auf dem feſten Grunde des chriſtlichen Glaubens. Siehe da, — wir wandeln auf oder neben den Gräbern der alten Frieſen. Dort liegt ein alter Leichenſtein neben der alten Kirchwerfte. Die Fluth hat ihn rein gewaſchen. „Hier ruhet —“ ſteht darauf eingegraben; allein das Todtengebein, das unter dem Steine lag, hat keine Ruhe gefunden im Grabe. Die Fluth hat den Werftenrand abgenagt und die Gebeine aus den Särgen fortgeſpült. Der Stein iſt hinabgerutſcht auf das ſchlüpfrige Watt. Möge das unſterbliche Theil jenes Verſtorbenen in Gott ruhen!

Wir tjoſchen weiter. Ich ſage tjoſchen, denn wandern, gehen, pilgern, — dieſe Wörter ſind mir nicht bezeichnend genug für das Wandern auf dem Schlickgrund, wo das jedesmalige Aufheben eines Fußes ein „Tjoſch!“ hervorbringt. Mein Führer bringt mich auf dem nächſten Wege, — wo freilich kein Weg iſt —, an einen Ort, wo ſich eine graue Watteninſel aus Wattſtrömen erhebt, die inſofern eine Aehnlichkeit mit dem Garten Eden hat, als ſie von einem Strom umfloſſen iſt, der vier Ströme in ſich aufnimmt. Die Ströme ſind jetzt während der Ebbe zu ſeichten Rinnen geworden. Auf dieſer ſonſt unterſeeiſchen Inſel ragten mehrere Skelette von Hausthieren nebſt vielen Bruchſtücken von Haus- und Ackergeräthen aus den Sand- und Kleimaſſen hervor. Mein Führer machte die ganz richtige Bemerkung, daß die maſſenhafte Anhäufung dieſer Bruchſtücke darin ihren Grund habe, daß die aus verſchiedenen Richtungen kommenden Ströme — zwei Ebb- und zwei Fluthſtröme — dieſe Bruchſtücke immer wieder zuſammenſchöben und ſomit das Wegſchwemmen derſelben verhinderten.

Da ragt ein metallner Henkel aus dem Klei hervor. Wir entfernten die Kleimaſſen und förderten eine alterthümlich geformte Lampe zu Tage. Dieſe Lampe mag wohl in einer Sturm- und Schreckensnacht ein frieſiſches Wohnzimmer mit ihrem matten Schimmer erleuchtet haben

und gleichzeitig mit dem Lebenslicht derer, denen ſie in ihrer letzten Nacht irdiſches Licht ſpendete, erloſchen ſein. Oder ſollte es wohl gar die Lampe der treuen Schweſter ſein? — Da gab's wieder eine Erzählung, die alte Sage

Von dem Lichte der treuen Schweſter auf der Hallig.

Hart an dem Ufer einer Hallig ſteht ein einſames Haus auf verfallener Werfte. Es wird nur von einer Perſon, einer ſittſamen frieſiſchen Jungfrau, bewohnt. Die Jungfrau, Ehlke heißt ſie, trauert. Vater und Mutter ſind geſtorben, und der Bruder iſt auf dem Meere, ſie weiß nicht wo. Da ſitzt nun die Jungfrau an den langen Winterabenden mutterſeelenallein an ihrem Spinnrade oder mit ihrem Strickſtrumpfe. Sie denkt an die Heimgegangenen und an den Bruder, den ſie ſo ſehnlich wiederzuſehen wünſcht. Beim Abſchiede hat ſie ihm verſprochen, ſie wolle, wenn das Jahr ſeinen Kreislauf vollendet, jeden Abend ein Licht an ihr Fenſter ſetzen und es die ganze Nacht brennen laſſen. Das Licht ſoll hinausleuchten in die finſtre Nacht und auf das graue Meer, das die Hallig umwogt. Der Bruder wollte ja über's Jahr wiederkommen, und das Licht am Fenſter ſoll ihm ſagen: Siehe, deine treue Schweſter lebt noch und denkt an dich! — Es iſt Herbſt geworden. Das

Licht am Fenſter ſendet ſeinen Schimmer hinaus in die Nacht und auf die Fluth. Godber kommt nicht. Wiederum vergehen Jahre. Die Einſame harrt vergebens. Deßungeachtet wird das Licht jeden Abend angezündet und brennt bis an den Morgen. Die treue Ehlke wird zur Greiſin und ſitzt noch immer den ganzen Tag am Fenſter, und wenn die Nacht herniederſteigt, ſteht ſchon die brennende Lampe da. — Ach Gott, der Bruder iſt längſt nicht mehr. Er hat ſein Grab in den Wellen gefunden. Endlich ſieht man die brennende Lampe auch nicht mehr an Ehlke's Fenſter. Die Nachbarn wähnen, Godber ſei wiedergekommen; ſie finden ſich auf der Werfte ein, den Heimgekehrten zu begrüßen. Allein es iſt ſtill, todtenſtill im Hauſe, und als man in das freundliche Stübchen tritt, ſieht man die treue Ehlke erſtarrt und todt am Fenſter neben der erloſchenen Lampe ſitzen. — Von der Werfte iſt keine Spur mehr übrig. Das Meer hat ſie weggeſpült; aber das Andenken an die treue Schweſter hat ſich friſch erhalten, und wenn wir Halligleute unſern Kindern Geſchwiſterliebe einſchärfen, erzählen wir ihnen die Sage von dem Lichte der treuen Schweſter.

Wir ſchritten fürbaß, immer weiter hinaus auf das Wattenfeld, indem wir abwechſelnd Wattſtröme und Rinnen durchwateten und über Sand- und Schlickflächen hinweg-

schritten. Hier und da löf'te ich einige zierliche Tangbüschel und andere Seepflanzen von den großen Steinen ab, die auf den schlüpfrigen Watten lagen, und steckte sie in meine Botanisirkapsel, die bald gefüllt war. Die weite Busentasche meiner geliehenen Seemannsjacke nahm seltene Muschelschalen, Schneckenhäuser und Seesterne auf. Ich freute mich im Voraus auf die Freude, die ich meinen Schülern bereiten würde, wenn ich ihnen alle diese wunderbaren Dinge zeigen und den Sammlern unter ihnen von meinem Ueberflusse mittheilen würde.

Wir gelangen an einen Wattstrom, der zu den ansehnlichsten Wasserstraßen des schleswigschen Wattenmeeres gehört. Der Rand des Stromes ist mit langen Stangen besteckt, die etwa hundert Fuß von einander entfernt zehn bis zwölf Fuß aus den Kleimassen hervorragen und oben mit Strohwischen versehen sind. Diese Stangen oder Baken sind Merk- und Warnungszeichen für die Wattenschiffer zur Zeit der Fluth, wenn die Watteninseln und Plaaten überschwemmt sind. Sie sagen dem Schiffer: Halt' uns beständig hart zur Rechten, oder hart zur Linken, sonst möchtest du mit deinem Schifflein auf der Plaat sitzen bleiben und es könnte lange dauern, ehe du wieder flott würdest.

Der große Wattstrom gebietet: So weit und nicht weiter! Wir wagen es nicht, ihn zu durchwaten; denn

auch an den seichteren Stellen enthält er Moderlöcher und Abgründe, in welchen schon mancher unvorsichtige Schlickläufer seinen Tod fand.

Vor dritthalbhundert Jahren sah's hier anders aus. Grade dort, wo der Wattstrom sehr tief ist, stand damals eine ansehnliche Kirche, die in der Schreckensnacht des Jahres 1634 sammt ihrem Glockenthurm zusammenbrach, jetzt aber spurlos verschwunden ist. Mein Führer erzählt: Vor ein paar Jahren lag ein Schiff gerade hinter jener großen Besenbak vor Anker, um die Zeit der höchsten Fluth abzuwarten. Man wollte den Anker wieder aufwinden, fand ihn aber ungewöhnlich schwer. Endlich kommt er zum Vorschein über der grauen Fluth, und siehe, da hängt eine große Kirchenglocke schwebend an der Spitze der Ankerhand, die jedoch in demselben Augenblick, als man sie über den Bord des Schiffes bringen will, wieder in den Schlick und Schlamm der Stromtiefe versinkt. Sie liegt noch da und harrt ihrer Auferstehung auf versunkenen Gräbern.

Wir bleiben am Ufer und schreiten den Rand des Watts entlang. Da stehen wir vor einem großen Darglager. Die Darglager unserer Küsten bestehen theils aus nackten, theils aus mit Sand und Schlick bedeckten Moorschichten, die sich vor Jahrhunderten aus den abgestorbenen Stengeln und Blättern der Sumpfpflanzen bil-

deten, die einſt in dieſer Gegend üppig fortwucherten, als dieſelbe noch feſtes Land war. Welcher Unterſchied zwiſchen Damals und Jetzt! Damals war die Gegend reich an Süßwaſſerſammlungen, an Flüſſen, Seen und Sümpfen, an Wäldern und Mooren, an Wild und Geflügel; — und jetzt ſpielen die Tümmler (Delphine) in den Meereswogen, ſonnen ſich die Seehunde an denſelben Orten, wo einſt Bäume und Sträucher ſtanden, Hirſche und Elenthiere ihre Nahrung fanden! *)

Es iſt Zeit, umzukehren. Wir vernehmen ein Rauſchen und dumpfes Toſen, das aus dem fernen Weſten zu uns herübertönt. Die gewaltige Fluthwelle kündigt durch ſolches Rauſchen und Toſen ihr Kommen an und ermahnt uns, daß wir unſere Schritte heimwärts nach der Hallig lenken.

Der Strom kentert ſich rechts und links in den Waſſerſtraßen des Wattengebiets. Da, — wir ſind wohl noch eine kleine Meile von der Hallig entfernt, — da kommt der graue Mann, der mit ſeinem weiten Mantel die Watten bedeckt und uns nach allen Seiten hin die Ausſicht verdeckt.

Ich gedachte der Mahnung unſrer freundlichen Wirthin

---

*) Nicht ſelten werden hier Knochen und Geweihe großer Hirſche und Elenthiere in den Torflagern gefunden.

daß wir uns wohl vorsehen möchten, wenn der dicke Nebel sich etwa auf die Watten lagern würde, ich blickte meinen Führer forschend und bedenklich an. „Kann schlimm genug werden," meinte er; „müssen aber nur den Kopf oben behalten und immer gerad hinaus gehen." Wir schritten weiter, indem wir uns bemühten, unsere Fußstapfen wieder aufzufinden; allein wir fanden sie nicht wieder. Schon rauschten die Fluthen um uns her; die Wattströme und Rinnen zur Rechten und zur Linken, vor und hinter uns, erweiterten sich zu Seegossen und Seearmen.

Mein Führer stand still. Er horchte. „Das war ein Tuthorn, — und das war wieder ein Tuthorn, ein anderes als das erste; nun hat's keine Noth mehr; seit Anno 1634 ist auch kein Präceptor auf den Watten ertrunken, darum rüstig fürbaß!"

Trotz aller Müdigkeit beschleunigten wir unsere Schritte. Wohl hielt der zähe Klei bald hier, bald da gleich einem Stiefelknecht den Stiefel fest und wollt' ihn ausziehen; allein der Fuß schlüpfte jedesmal gleich wieder hinein und versuchte leiser aufzutreten. In Einem fort ertönten die Tuthörner, und wir merkten an dem immer stärker werdenden Schall derselben, daß wir uns dem Ufer der Hallig näherten, während die Fluthwelle uns auf den Ferſen folgte.

Da ſahen wir plötzlich eine hohe Wand vor uns, auf welcher ſich hohe Geſtalten erhoben, die aus Leibeskräften in die Tuthörner ſtießen. Es war das Ufer der Hallig, das vor uns lag. Die hohen Geſtalten waren Männer der Hallig, die ſich gleich dem Ufer ſo wunderlich „vertoonten“, wie der Holländer ſagt, wenn er die Erſcheinung der aus dem Nebel hervortretenden Küſten bezeichnet.

Bald war alle Angſt vergeſſen, und ein paar Stunden ſpäter lag ich in einem hochaufgemachten weichen Bette in der Niſche der Wand eines Hallighauſes. Im Traume hatte ich gewaltig viel zu ſchaffen mit dem „grauen Manne“; ich erwachte jedoch erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Mein erſter Blick fiel auf die Inſchrift am Fußende meiner Bettſtatt: „Wenn ich mich zu Bette lege, denke ich an Dich, Herr; wenn ich erwache, ſo rede ich von Dir. Pſ. 63.“

Leb' wohl, geliebtes Hallighaus. Wenn's in dir nach dem Spruche geht, ſo ſtehſt du feſt gegründet; deine Bewohner brauchen dann nicht zu zagen: auch Sturm- und Todesfluth wird dann Alles gut machen.

Der Sonntag auf der Hallig.

„Was hätten und was wären wir Halligleut', wenn wir keine Kirche und keinen Sonntag hätten!" So ſagen die Halligleute, wenn man ſich bei ihnen darnach erkundigt, ob die alte Kirchlichkeit hier noch zu Hauſe ſei. Man kann aus dem Worte abnehmen, daß Kirche und Sonntag ihnen etwas werth ſind.

Am Sonntagmorgen bereitet man ſich in jedem Halligbauſe äußerlich und innerlich auf den Beſuch des Gottesbauſes vor. In manchen Häuſern bleibt keiner daheim. Nachdem das Vieh abgefüttert iſt, ſetzt man die mit lebendigem Teig und fetten Wurſtendchen gefüllte Schmorpfanne in's Feuer, d. h. man umſtellt und bedeckt dieſelbe mit angebrannten Torfſoden. Dieſes Gericht bedarf keiner Aufſicht beim Kochen und Braten und läßt ſich Punkt zwölf Uhr gar leicht mit ſeiner braunen Rinde aus der Pfanne herausnehmen.

Wenn alſo für des Leibes Nahrung und Nothdurft geſorgt iſt, geht's an's Anlegen der Kirchkleider.

Das Halligkirchlein iſt wenig größer und höher als ein gewöhnliches Wohnhaus und nicht einmal mit einem Thurm geziert. Sogar die Glocke fehlt auf einer Hallig. Eine Fahne, die Kirchfahne, wird auf den Fahnenſtock heraufgezogen. Das iſt das Signal: Es iſt Alles bereit, kommet zur Hochzeit.

Auf den Werften wird's lebendig. Jung und Alt steigt von dem Kleiberge auf den Wiesenplan, hüpft munter oder schreitet bedächtig über die schmalen Stege, welche die Salzwasserströme überbrücken, und erklettert und erklimmt die Kirchwerfte.

Hier Einer und da Eine machen Halt auf dem kleinen Kirchhofe, der nicht größer ist als ein gewöhnlicher Bleichplatz, und beten ein stilles Vaterunser. Der Ort, wo sie stehen, ist heiliges Land; denn unter jenem Hügel ruht die Gattin, die des Hauses Mutter war, und unter diesem der Ehemann, der nach vielen Kreuzfahrten auf dem wilden Ocean hier einen Ankerplatz fand. An dem eingesunkenen Hügel dort in dem Winkel des kleinen Gottesackers bleibt heute niemand stehen, wohl aber legt ein Waisenkind ein aus Strandnelken geflochtenes Kränzlein auf das eingesunkene Grab; denn es ist das Grab eines fremden Seemannes, dessen Leichnam die Wellen an den Strand spülten, und dem Waisenkinde sind Vater und Bruder auf hoher See verunglückt.

Unterdeß wird drinnen angestimmt:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr
Und Dank für seine Gnade,
Darum, daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann kein Schade ꝛc.

Ja, kein Schade kann sie rühren, — das fühlen

und merken sie, — wenn sie unverwandt den Herrn im Auge behalten, der ihnen hier vor die Augen gemalt wird.

Das kleine Gotteshaus ist sehr einfach ausgestattet. Statt eines Kronleuchters hängt ein vollständig aufgetakeltes Schifflein von der Decke herab und sagt den Halligleuten: Wem der Herr in's Lebensschiff getreten, der findet den sichern Port. Die einzige Inschrift des Kirchleins findet sich auf einer einfachen schwarzen Tafel. Sie lautet:

Hier, auf öder Inselscholle
In dem wilden Ocean,
Wird das Bibelbuch, das volle,
Armen Sündern aufgethan.
Christ der Schiffsherr, ihr die Leute,
So rudert sich's fein lustig fort.
Er der treue Gestern-Heute
Lootset euch zum sichern Port.

Die Hallig-Gemeinde ist so arm, daß sie keinen besondern Küster besolden kann; darum muß der Halligprediger zugleich Küster und Schulmeister sein. Der Prediger muß also auch den Kirchengesang leiten? — Nein, seine Ehehälfte, die mit ihm Freud und Leid der Hallig theilt, theilt am Sonntage auch das Amt mit ihm und leitet den Kirchengesang.

Wenn der Gesang verstummt und das Bibelbuch in der Predigt aufgethan wird, sind die Halligleute die aufmerksamsten und andächtigsten Zuhörer, die ein Prediger,

d. h. ein rechtschaffener Prediger sich nur wünschen kann. Da die Kirche diesen Leuten nach ihrem eigenen Ausspruche das Beste ist, was sie haben, erwägen und bewegen sie auch jedes Wort der Predigt in ihrem Herzen. Man findet daher nicht selten ein tiefes Verständniß der Heilslehre bei den schlichten Hellgmännern und -Frauen. War doch das Interesse an religiösen Dingen hier so rege, daß, als in den Jahren 1817 bis 1820 der Harms'sche Thesenstreit geführt wurde, ein einfacher Zimmermann von den friesischen Inseln seine Werkstätte verließ und nach Kiel reis'te, um den Mann zu sehen und zu hören, der in glaubensleerer Zeit mit gewaltiger Kraft den alten Glauben wieder zu Ehren brachte. Man glaube aber nicht, daß der Zimmermann etwa nur für seine Person oder sein Haus das reine Evangelium aus Harms' Munde hören, daß er nur für sich Erbauung und Herzstärkung suchen wollte. Nein, er wollte hören, um daheim zeugen zu können. Und als der Zimmermann, der mit einem wunderbar treuen Gedächtniß begabt war, wieder heimkehrte, und die ganze Inselschaft begierig war, zu hören, was er gehört, da „erzählte" er die ganze Predigt und brachte sie zu Papier, damit Freunde und Nachbarn sie abschreiben und sich daran erbauen könnten.

Wo man sich so um sein Seelenheil kümmert, da

muß es, wie man die Sache anſieht, leicht oder ſchwer ſein, als Prediger und Seelſorger an der Gemeinde zu arbeiten.

Wird die Predigt mit Andacht gehört, ſo wird auch mit Andacht und Inbrunſt gebetet, mitgebetet, wenn der Prieſter mit Lob und Dank, Bitte und Fürbitte erſcheint, wenn im Kirchengebet der heimgekehrten und der abweſenden Seefahrer gedacht, wenn für dieſe um gnädige Behütung auf ihren gefahrvollen Berufswegen gebeten, wenn für jene, die nach überſtandener Gefahr heimgekehrt ſind, Dank dargebracht wird.

Nun wohl, ſagſt du, wie ſollten ſie nicht beten und danken, da es ſich bei der Bitte und dem Danke um ihre eignen Angelegenheiten handelt. Ei, Lieber, ſei nicht ſo ſtrenge, du wirſt es ja wohl wiſſen, daß Gott andern Menſchen eben ſo nahe tritt im Geben und Nehmen, als den Halligleuten, und — die doch nicht bitten und danken.

Wer ſind denn die ſchwarzgekleideten Frauen, die gar nicht aufſehen, während geſungen und gepredigt wird, ſondern „ſorgend“, d. h. trauernd während der ganzen Feier das verhüllte Antlitz auf der vor jedem Kirchenſtuhl angebrachten Lehne ruhen laſſen? Das ſind Wittwen. Auf den Halligen trauern die Wittwen ihr Lebelang, und manche Halligwittwe hat dreißig Jahre und

darüber allsonntäglich so gebückt in der Kirche gesessen und mit tiefem Weh und hohem Lob das Wort des Kirchengebetes mitgebetet, das dem Vater der Wittwen und Waisen seine gnädige Verheißung vorhält. *)

Die Hallig- und Inselfriesen ehren ihre Todten. Einem Verstorbenen zu Ehren werden nicht weniger als acht Gesänge und Theile von Gesängen gesungen. Stirbt ein Mitglied der kleinen Halliggemeinde, so wird Landestrauer angelegt. Dann erscheinen Alle schwarz gekleidet in der Kirche, und wenn etwa Hochzeits- oder Brautleuten zu Ehren geflaggt wird, zieht man die Flagge nur halbwegs auf den Stock hinauf; dasselbe thun die Schiffe, die im Schloot oder am Ufer der Hallig vor Anker liegen.

Und der Sonntagnachmittag? Wird etwa mit den Kirchkleidern Alles abgelegt, was den Sonntag zum Sonntage macht? Mit nichten. Ist die Hallig auch nicht von Engeln bewohnt, sondern von sündigen Menschenkindern, so weilt der Engel doch mit Lust auf der Hallig, auch am Sonntage, und der Sonntag-

---

*) Kurze Kirchengebete sind in neuester Zeit sehr beliebt geworden. Ein Kirchengebet aber, in dem die Wittwen und Waisen um der leidigen Kürze willen keinen Platz finden, enthält eine Lücke, die mancher Hörer nicht auf eigne Hand ausfüllt, und doch soll ein Formular eben besondere Handreichung thun.

nachmittag wie der Sonntagabend gehören hier mit zum Sonntage. Die guten Bücher aus alter Zeit, Scriver und Arnd, Schmolke und Möller nebst vielen anderen vererben sich auf der Hallig von Geschlecht auf Geschlecht und helfen den ganzen Sonntag zu feiern.

Der Halligprediger.

Der Volkswitz bezeichnet die Prediger des schleswigschen Landes, je nach den Districten, in welchen die Pfarren derselben belegen sind, als Bischöfe, Pröpste und Küster. Die Inhaber der Predigerstellen im gesegneten Angeln sind die Bischöfe, die in den reichen Marschdistricten sind die Pröpste, und die Geistlichen auf dem sandigen Haiderücken sind die Küster. Was sind denn die Halligprediger? — Der Halligprediger ist mehr denn jene alle. Er ist Leibes- und Seelenarzt, dazu Apotheker und Gemeindeschreiber, auch wohl Postmeister und Wirth, endlich noch ehrsamer Küster und Schulmeister.

Wenn ich hier Alles erzählen wollte, was ich von den Halligpredigern weiß, so würde es ein langes Kapitel geben; aber mancher Geistliche und classisch Gebildete würde, — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, —

Anstoß nehmen an der Armuth und Sparsamkeit, der Einfachheit und Treuherzigkeit meiner lieben Halligprediger. Da ich nun kein Aergerniß geben will, verschweige ich lieber manches vielleicht Ergötzliche, spende aber getrost dem Halligprediger ein Lob mit dem Wort Hippels, das ich dem Halligmanne in den Mund lege: „Mein Nachbar, der Mann Gottes, der die Schuhriemen dir (dem Präpositus) löset von Amtswegen, würde in seinem (des Herrn) Gefolge Johannes sein, und auf unsrer Werfte, das fühlt meine Seele, wäre dieser Meister lieber als in Jerusalem, weil er hier zu Hause sein könnte, wie bei Maria, Martha und Lazarus!“

Der Leser verlangt jedoch, daß ich der Ueberschrift gerecht werde und wenigstens Etwas — Allgemeines und Besonderes — über die Halligprediger mittheile. Geschehe es denn innerhalb der Grenzen, die ich mir gesteckt habe.

Auf einer kleinen Insel, die einem größern Bezirk des Festlandes (Amt, Landschaft) einverleibt ist und von dem Festlande aus verwaltet wird, findet sich nur ein gebildeter, will sagen auf Schulen und Universitäten gebildeter Mann, und das ist der Pastor, den man auf der Hallig den Priester nennt. Er steht in großem Ansehen und kann großen Segen stiften, da er in jeder Familie bei jedem wichtigen Schritt zu Rathe gezogen

und sein Rath in den meisten Fällen treulich befolgt wird. Da er zugleich Schulmeister ist, bildet er sich seine Gemeinde selbst heran und braucht sich nicht darüber zu ärgern, daß die Schule sich von der Kirche emancipiren will. Die Gemeinde ist klein, sehr klein; Tauf-, Copulations- und Grabreden hat er selten zu halten; die Adventslisten (Berichte über die Anzahl der im Laufe des Kirchenjahres Gebornen, Gestorbenen ꝛc.) sind bald fertig und können bisweilen ein Jahr nach dem andern lauten:

Gestorben: kein',
Geboren: ein,
Und das war mein;

oder, wie ein Prediger an einer sehr kleinen Gemeinde unseres Landes ein anderes Mal geschrieben hat:

Im Himmel wird nicht copulirt,
Auch keine Sterblichkeit verspürt;
Doch Kinder kommen da hinein,
So mag hier wohl der Himmel sein.

Der Halligprediger hat also, wenn der Schulunterricht, der sich auf einige wenige Stunden beschränkt, beendigt ist, viel freie Zeit. Womit diese Zeit ausfüllen? Mit speieller Seelsorge? — Die Gemeinde ist sehr klein, und auf den Halligen sucht man den Prediger und ist's nicht gewohnt, sich suchen zu lassen. Mit Studiren? — Auf den Halligen werden ebensowenig Bibliotheken mit Quellenschriften, als Brunnen mit Quellwasser gefunden,

und die neueſten Erſcheinungen der Literatur gelangen nicht nach der Hallig. An lebendigen Austauſch der Gedanken mit Gebildeten, claſſiſch Gebildeten iſt auch nicht zu denken, da ſich ſelten ein Fremder nach der Hallig verirrt. Glückſelig der Halligprediger, der ſeine Muße benutzt, ſich in dem Worte Gottes zu vertiefen, der im Gedankenaustauſch mit ſeinen, wenigſtens nicht verbildeten Pfarrkindern ſeine Freude findet, der es verſteht, zu geben und zu nehmen; denn von ſeinen einfachen Pfarrkindern kann er viel lernen, was der Prediger gerade beſonders nöthig hat: Glauben, Hoffen, Warten, rechte Einfalt, Treue im Kleinen. Iſt er ſechs Jahre treu geweſen in ſeinem kleinen Kreiſe, ſo wird ſeine Treue belohnt. Es war nämlich früher üblich, daß ein Halligprediger, der ſechs Jahre zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten auf einer Hallig gewirkt hatte, auf eine beſſere Stelle befördert wurde. Nur wenige, in neuerer Zeit faſt keine, ſind als Halligprediger geſtorben.

Die baare Einnahme eines Halligpredigers iſt gering. Das combinirte Amt eines Predigers, Küſters und Schullehrers auf einer der kleineren Halligen trägt nur ein paar hundert Thaler ein, doch kann der dreifach Beamtete ein paar Kühe und eine kleine Schafheerde halten. Mit dem Halten der Kühe und Schafe iſt aber wieder die große Sorge verbunden, daß die Fluth das ſo eben ge-

mähete Gras wieder wegſchwemmt, oder die Dürre unter den Rindern und Schafen aufgeräumt. Da kann er lernen und lehren lernen: Alle eure Sorgen werfet auf den Herrn.

Unter den Predigern giebt es, wie in allen Ständen, gute und ſchlechte Haushalter. Iſt der Halligprediger ein guter Haushalter, ſo kann er, wenn Gott gute Jahre in's Land ſendet, auf ſeiner kleinen Pfarre Geld erübrigen, ohne zu geizen; denn auf der Hallig findet ſich faſt keine Gelegenheit, Geld auszugeben, wohl aber bringt ihm ſein Nachbar, der des Paſtors Schafwolle auf dem Huſumer Wollmarkt verkauft hat, außer den für den Erlös angekauften Vorräthen für den Winter noch eine Handvoll harter Thaler mit, was auf der Hallig keine Kleinigkeit iſt. „Mit Wenigem hält man's Haus, mit Vielem kommt man aus," nämlich heraus aus beſſeren Vermögensumſtänden, hat ein alter Prediger unſeres Landes geſagt, und daß er wahr geſprochen, davon wußte mancher auf eine größere Stelle verſetzte Halligprediger zu erzählen.

Wie der Miſſionar, der die frohe Botſchaft über's Meer zu den Heiden bringt, ſein Leben in die Schanze ſchlägt, ſo der Halligprediger. Zwar iſt letzterer überall, wohin er kommt, ein willkommner Bote; die Menſchen erweiſen ihm Liebes und Gutes, wo ſie es können, allein das Meer bedroht Hirt und Heerde. Die Zahl der Pre-

diger, die in den Ueberſchwemmungen der Nordſee auf den frieſiſchen Inſeln und Halligen ihren Tod fanden, iſt nicht verzeichnet in den Jahrbücher unſerer Geſchichte, da die ſpeciellen Nachrichten über die Verheerungen hoher Fluthen nur bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinaufreichen. Die nordfrieſiſchen Chroniſten Magiſter Anton Heimreich und Heinrich Heimreich (Vater und Sohn) waren ſelbſt Halligprediger, beide auf Nordſtrandiſch Moor, erſterer von 1652 bis 1685, letzterer von 1685 bis 1730.

Die beiden Heimreich verweilen mit beſonderer Vorliebe bei ſolchen Erzählungen, wo ſich die Gotteshülfe in der Noth ſo augenſcheinlich zeigt. Ein paar Erzählungen der Art, die ſich zugleich auf Prediger und Predigerfamilien beziehen, mögen hier einen Platz finden.

Von der Bosheit und Entſittlichung der S. 10 erwähnten Rungholter weiß der ältere Heimreich mancherlei zu erzählen. Nachdem er in ſeiner Chronik berichtet hat, wie die Rungholter im Jahre 1300 einem um die Ehre ſeines Herrn eifernden Prieſter nach dem Leben getrachtet hätten, fährt er fort: „Der Prieſter ſei (ſo werde erzählt) in die Kirche gegangen und habe dem Herrn ſeine Sache anheimgeſtellet. Darauf er (der Prieſter) in der folgenden Nacht durch ein Geſicht ſei gewarnt worden, daß er aus dem Lande, ſo Gott verderben wollte, ſolle gehen,

sei auch aufgestanden und davongegangen, und habe sich alsobald ein ungestümer Wind und hohes Wasser erhoben, dadurch das ganze Rungholt, ganze sieben Kirchspiele, sei untergegangen, und niemand davon gekommen, als gemeldeter Priester und zwo Jungfrauen, so den Abend zuvor von Rungholt aus nach Bopschlut zur Kirchmeß seien gegangen."

Der jüngere Heimreich, welcher die hohe Fluth des Jahres 1717 erlebte und mit den Seinigen die gnädige Behütung seines Gottes erfuhr, erzählt:

„Am Tage vor dem heiligen Christfest 1717 fiel ein großer Platzregen (welcher anhub 9 Uhr Vormittags und anhielt bis 2 Uhr Nachmittags) mit einem ganz heftigen Winde von Südosten, nach dem Süden und Südwesten gehend. Ob nun gleich der Wind nach dem Westen ging und es Abends um 8 Uhr noch härter zu stürmen anfing, befürchtete man doch keine so hohe Wasserfluth, sonderlich, weil es sonst wohl so hart gewehet, und doch keine recht hohe Fluth ergangen, das Wasser auch mit der Abendzeit nicht hoch gelaufen war, sondern nur das niedrigste Feld unter Wasser stand, und um 10 Uhr durch die Ebbe schon viel abgelaufen war, weil wir auch Quartier-Mond und das letzte Viertel hatten, da gewöhnlich das Wasser sich nicht so viel pfleget zu erhöhen, als beim neuen und vollen Mond. Allein der allwaltende Gott ließ uns hier sehen, daß er an keine Zeit gebunden, sondern daß die Winde, welche er auch zum Theil zur Rache erschaffen hat, wenn's ihm beliebig ist, seinen Zorn ausrichten müssen, sintemal das von ihm ausgelassene Wasser, welches in der Nacht fast bis 2 Uhr ebben oder gewöhnlich ablaufen würde, mit solcher Geschwindigkeit, als man niemalen erlebte hatte, wieder-

kehrte, und da es damals hieſelbſt bis 8 Uhr fluthen ſollte, das Feld ſchon vor 3 Uhr ganz überſchwemmt hatte. Dem barmherzigen, grundgütigen Gott, der uns dieſe Fluth ſo frühzeitig laſſen inne werden, unſer Leben darinnen vom Verderben errettet, und gnädigſt erhalten hat, können wir für ſolche uns widerfahrne Güte lebenszeit nicht ſattſam danken. Denn, wenn wir in harten Schlaf verfallen geweſen, eine halbe Stunde nur länger geruhet, wäre keine Errettung für uns geweſen, und dieſes, weil wir keine Fluth und Waſſer ſo frühzeitig vermuthen waren, hätte leicht geſchehen können, wenn nicht Gott für uns geſorget, und unſere einzige Tochter, ein Mägdlein damalen von 17 Jahren ganz unruhig geweſen, und ſchon vor Mitternacht voller Angſt und Bangigkeit erwachend lamentirte und ſagte: Ach Mutter, Mutter, wie wehet es ſo ſtark, dieſe Nacht ertrinken wir, — und ob meine Frau ſie gleich zufrieden ſprach: Es hätte will's Gott keine Noth, ſie ſollte ſich nur wieder zur Ruhe begeben und ſchlafen und uns auch laſſen ruhen, damit, weil morgen das heilige Chriſtfeſt wäre, wir ſelbiges mit deſto muntererm Herzen und Gemüthe in Freuden feierlich begehen könnten, ſchlief ſie zwar ein wenig, aber bald erwachte ſie wieder und wiederholte die vorige klägliche Rede, welches in zwei Stunden wohl fünf, ſechs Mal geſchah, weswegen um vorerwähnte Zeit ich aufſtund, um zu ſehen, woher der ſo ſtarke Wind bliese. Da (ich) denn mit Beſtürzung ſah, daß das höchſte Feld ſchon unter Waſſer ſich befand. Wie wir nun alsbald uns ankleideten und nach verrichtetem Morgen- und Bußgebet wie auch Geſängen, mit einigen von unſern Mobilien nach dem Boden zu bringen uns beſchäftigten, und inzwiſchen die Meereswellen im Hauſe, welches inwendig mehr als ein Fuß niedriger als draußen war, einzuſchlagen begannen, wurden wir genöthiget, alles ſtehen und liegen zu laſſen und unſer Leben wo möglich zu ſalviren, weswegen wir durch das in's Haus ſchon hineingeſpülte Waſſer müſſen waten, mit naſſen Strümpfen, mit dem, was wir in höchſter Eilfertigkeit mitnehmen konnten, nach dem Boden reti-

riren und das meiſte den grauſamen Wellen überlaſſen, welche denn bald darauf die äußern und innern Wände im Paſtorat einſchlugen und niederwarfen und ſich in kurzer Friſt bis unter den Boden erhöheten, alſo daß die brauſenden Waſſerwogen bei vier Ellen hoch als eine offenbare See durch's Haus gingen, den Auskeb (Ausbau) an der Nordſeite mit Rem, Ständern, Dach, Latten und Sparren wegriſſen und auf uns zu ſchlugen; da denn unſer Vieh, als zwei Kühe und 13 Schafe nicht ohne großes Gebrüll und Blöken vor unſern Augen erſoffen, Bett und Bettgewand, Kleider, Leinenzeug, Kiſten und Laden, Tiſche und Schränke nebſt anderm Hausgeräth und meiner Bibliothek aus 3 bis 400 Büchern beſtehend, wegſchwemmte, auch an Gold und Silber bei 200 Mark (80 Thaler Preuß.) an Werth verlor, das Kupfer-, Meſſing- und Zinngeräth mit großem Geräuſch niederfiel, und das Haus ſich dabei ſehr bewegte, daß wir daher den Tod vor Augen ſahen und ja recht nur ein Schritt zwiſchen uns und dem Tode war. Gleichfalls ward die Kirche ſehr übel zugerichtet und ganz ruinirt, indem die Kirchenwände, welche nach ſchlechter Gewohnheit des Landes aus Brettern beſtanden, losgeriſſen wurden, und alſo Kanzel, Altar, alle Stühle und Fenſter ſammt allen Kirchenornamenten durch des Meeres Wellen weggenommen ſind.... Weilen nun das Paſtorathaus und die Kirche ſo ſehr ruinirt war, die Mauern alleſammt über'n Haufen geworfen lagen, alle Thüren, Bettſtellen, und was von Holz und Brettern abgeriſſen und weggetrieben, daß wo die Stuben, Küche und Ställe geweſen, nicht zu unterſcheiden, ſondern nur auf den Ständern, deren ein paar ſchon weggegangen, etliche los geworden, ſtanden, und das Haus nach der Südſeite zum Fall ſich ſehr geneigt hatte, auch in den andern Häuſern es nicht beſſer, ſondern allenthalben ein erbärmlicher Zuſtand war, die Back- und Kachelöfen alle zuſammengeſtürzt da lagen, die Brunnen alle voll ſalzigen Waſſers ſtanden, und ich daher ſammt den Meinigen hieſelbſt nicht ſubſiſtiren, aber auch wegen Sturmwetter von hier nicht wegkommen konnte, haben ich,

meine Frau und Tochter acht Tage auf dem Heuboden in Kälte, Wind und Wetter müſſen aushalten, ſind aus den Kleidern nicht gekommen, hatten faſt nichts zu eſſen und zu trinken, weil Brod und Bier, Butter, Wein und Branntwein nebſt Gewürz, Grütze, Weizenmehl, Sauer- und Pöckelfleiſch, womit wir uns zur Nothdurft auf den Winter verproviantirt hatten, weggeſchwemmt war, und wegen Conſternation und Eilfertigkeit uns nicht einfiel, von dem erſten etwas mit uns zu nehmen; doch empfingen wir am zweiten Feiertage etwas Bier und auch ein Brod, damit wir uns haben behelfen müſſen, bis wir den Tag vor Neujahr uns nach Huſum begaben. Mit welch' betrübtem Herzen wir Abſchied genommen und von meiner Gemeinde gewandert, und unter welchen Thränen es auf beiden Seiten geſchehen, kann jeder Verſtändige leichtlich erachten. Haben demnach uns ein halbes Jahr in Huſum aufgehalten, doch bin ich im Vorjahr zu meiner Gemeinde gereiſet und haben mit einander die hohen Feſte, als Oſtern, Himmelfahrt Chriſti und Pfingſten celebriret in des Rathmanns Heinrich Hanſen Hauſe, welches auf einer über zwei Ellen höhern Werfte ſtand und nicht ſo viel gelitten hatte."

Es verging ein ganzes Jahr, ehe Kirche und Paſtorat wieder aufgebaut wurden. Der treue Heimreich, der um Johanni nach Nordſtrand überſiedelte, ließ ſich, wenn Wind und Wetter es zuließen, jeden Sonntagmorgen in einem offenen Boote zu ſeiner Gemeinde hinüberrudern und hielt den Gottesdienſt in einem Privathauſe. Später bezog er das neuerbaute Paſtorat und blieb bis an ſeinen Tod Paſtor auf der Hallig, wo er geboren war.

Was Heinrich Heimreich auf ſeiner Hallig ausgeſtanden und erduldet hat, haben viele Halligprediger vor

und nach ſeiner Zeit ausſtehen und erdulden müſſen. Nicht allen iſt es gleich ihm vergönnt geweſen, noch lange Jahre nach überſtandenem Ungemach von der Hülfe des Herrn zu zeugen; Vielen war die Schreckensnacht zugleich die Todesnacht.

In der Allerheiligenfluth des Jahres 1532 ertranken 1500 Menſchen auf Nordſtrand, darunter drei Prediger, die auf einer Kindtaufe von der aufgeregten See ereilt wurden. In einem alten plattdeutſchen Liede heißt es:

Ein Paſtor und twe Prediger zart,
De muſten ock mede up de Fahrt.
De ene het Herr Hartich, de ander Herr Detleff,
Petrus het de drüdde, de ock mede bleff.

Wenn die Waſſersnoth überſtanden war, ſtellten ſich häufig peſtartige Krankheiten ein, die in derſelben erſchrecklichen Weiſe unter den Menſchen aufräumten, wie die Fluthen. Die Peſt des Jahres 1566 wird die Predigerqual genannt, weil allein auf dem alten Nordſtrand nicht weniger als acht Prediger und drei Küſter an derſelben ſtarben.

In der großen Ueberſchwemmung drs Jahres 1634 ertranken im Ganzen 6408 Perſonen auf Nordſtrand und den Halligen, darunter neun Prediger. Der Diaconus Andreas Stegmann klammerte ſich an einen Balken und wurde ſo von den Fluthen aus ſeinem Hauſe in Buphever nach Stintebüll geführt, wo man ihn als einen halbtodten

Mann in's Pfarrhaus trug. Nach fleißiger Wartung erholte er ſich am dritten Tage wieder und verwaltete nachher noch viele Jahre ein Predigtamt auf Helgoland. Der älteſte unter den damaligen Inſelpredigern, Jonas Friderici zu Morſum auf Nordſtrand, zögerte zu lange, ſeine Studirſtube zu verlaſſen. Seine Hausgenoſſen hatten den Heuboden ſchon erreicht, als ſie ſahen, wie die Wellen den geliebten Hausvater mit ſich fortriſſen. Der Sohn ſprang ihm nach und wollte ihn retten; aber die Fluth ſchloß ſich über beiden.

Von den Predigern, die in neuerer Zeit auf den Halligen gewirkt haben, will ich nur ein Weniges erzählen.

Der treue Biernatzky, der Verfaſſer der berühmt gewordenen Novelle: „Die Hallig", war der letzte Prediger auf Nordſtrandiſch Moor. Er erlebte die große Ueberſchwemmung im Jahre 1825. Nachdem die alte Kirche im Jahre 1821 von den Fluthen zerſtört worden war, hatte man im Jahre 1823 eine kleinere neue erbaut, die noch in demſelben Jahre eingeweiht wurde. Die Sturmfluth vom 3. und 4. Februar 1825 zerſtörte die neue Kirche gänzlich. An Wiederherſtellung derſelben war nicht zu denken, da die Legate erſchöpft waren und die Bewohner der Hallig in der großen Fluth faſt Alles verloren hatten. Der brave Biernatzky, der auf Nordſtrand

wohnte, sammelte in der Nähe und Ferne Geld, Lebensmittel und Kleidungsstücke für seine arm und bloß gewordenen Pfarrkinder und ließ es auch an geistlichem Zuspruch nicht fehlen, indem er dann und wann hinüberfuhr und in dem einzigen Hause, das stehen geblieben war, einen Gottesdienst hielt. Später wurde Biernatzky nach Friedrichsstadt versetzt, und die kleine Halliggemeine wurde der Odenbüller Gemeine auf Nordstrand einverleibt. Biernatzky starb in Friedrichsstadt im Jahre 1840. Gott hab' ihn selig! Gott segne und behüte alle Halligprediger und die Halliglente allzumal. Er gebe und erhalte den Halligpredigern und -Gemeinen den jungfräulich-reinen Sinn, den ein späterer Halligprediger bewahrte, der bei seiner Introduction das „Lied für Jungfrauen", Nr. 810 im Schlesw.-Holst. Gesangbuche singen ließ; Er lehre sie Alle sagen und singen, wie es in dem „Liede für Jungfrauen" heißt:

Ich will in stiller Einsamkeit mein Herz zu Dir erheben. Nur Deinem Dienste sei's geweiht; Dir ewig, Gott, ergeben! Vernimm, o Vater, mein Gebet, das Dir um Licht und Stärke fleht, mit Treue Deinen Willen, mit Freud' ihn zu erfüllen.

Der Halligmann als Seefahrer. Das Jahr 1744.

Die Kinder der Seefahrer ſind vorzugsweiſe auf die Mutter angewieſen, da der Vater oft in zwei, drei Jahren nur einmal auf ein paar Wochen heimkehrt. Die Mutter auf der einſamen Halligwerfte giebt ihren Kindern wie die erſte leibliche Nahrung, ſo die erſte Erziehung und den erſten Unterricht. Sie erzählt ihrem Kleinſten von dem irdiſchen Vater, den es noch gar nicht geſehen hat, und fragt den um drei Jahre älteren Bruder, ob er noch wiſſe, was Babe geſagt habe, als er vor Jahren wieder hinausgefahren ſei auf die wilde See. Die Mutter erzählt dann ferner von dem Babe im Himmel, der alle Halligleute und alle Menſchen in der großen Welt da draußen behütet, der auch ihren Babe beſchirmt und ihm immer den rechten Weg weiſ't nach den fernen fremden Ländern und Häfen. Sie läßt ihre Kinder jeden Abend beten: „Lieber Babe im Himmel, bleib' mit deinen Engeln bei uns und bei Babe, daß er wieder heimkomme; hilf allen Menſchen, daß ſie einſt heimkommen in's Himmelshaus, und ſegne unſere Nachtruhe um Jeſu, deines lieben Sohnes willen. Amen."

Die Mutter auf der Halligwerfte erzählt ihren Kindern von den fremden Ländern, wo Babe geweſen, von Babes großem Schiffe mit den hohen Maſtbäumen und den vielen Segeln, von den Waaren, die er für den

reichen Kaufmann aus der Ferne holt, von dem vielen Gelde, das er verdient, von ſeinen Seekarten, auf welchen die Meere und Häfen abgebildet ſind, von ſeiner auf 'n Prick richtig gehenden Seeuhr, von ſeinen Fernröhren und andern Inſtrumenten, die er zu gebrauchen verſteht, weil er tüchtig rechnen gelernt hat, und von vielen andern Dingen, die die Kinder gerne hören.

Kein Wunder, daß ſich in der Bruſt des Halligknaben der Wunſch regt: Ich will auch ein Schiffmann werden; kein Wunder, daß Schiffe, aus Tannenholz geſchnitzt, ſein liebſtes Spielzeug ſind, und er ſchon früh alles beachten lernt, was mit der Seefahrt in Verbindung ſteht, daß er z. B. ſchon als kleiner Junge ſich die Namen der Himmelsgegenden einprägt, wie dieſelben durch die zweiunddreißig Compaßſtriche bezeichnet werden, die er ſich ſo feſt einprägt, daß er ſie vor- und rückwärts herzuſagen weiß.

Die Mutter auf der Halligwerfte iſt ſtrenge. Die frieſiſche Landesſprache der Halliglente hat kein Wort, das durch „Mutterſöhnchen" überſetzt werden könnte; denn die Sache ſelbſt fehlt. Das Söhnchen muß vor allen Dingen zuerſt der Mutter gehorchen lernen, damit es nicht nöthig habe, in der fremden Welt, wie's Sprüchwort ſagt, „dem Kalbsfell gehorchen zu lernen", wenn es groß geworden iſt.

Hat das Söhnchen gehorchen gelernt, so lernt es auch leicht, was zum Fortkommen in der Welt gehört; es schreitet fort von der Fibel zum Katechismus und zur Bibel und findet auch den Himmelsweg. Es arbeitet sich durch das kleine und das große Rechenbuch hindurch und läßt sich im Sommer vor der Confirmation von einem alten Schiffer die „Schatzkammer“ eröffnen. Die sog. Schatzkammer aber ist ein dickes Lehrbuch der Navigation oder Schifffahrtskunde.

Das Büblein ist ein schmucker Jüngling geworden. Sein Vater hat nun bald das Jahr „Stillestahn“ — d. i. das fünfzigste Lebensjahr — erreicht und denkt daran, die See zu bedanken und heimzukehren, um daheim zu bleiben. Das kann er auch. Denn er ist kein Schwalker gewesen, der sein sauer erworbenes Geld verschwappelte und Weib und Kinder daheim darben ließ. Er hat sich schöne Summen erworben, die seit zwanzig, dreißig Jahren Renten bringen; die Ehefrau hat Alles zusammengehalten, hat Weiden und Wiesen gekauft und den Viehstand jährlich vermehrt. Auf der Hallig will der Vater den Lebensabend verleben an der Seite der Gattin; den Capitainsrock will er ausziehen und das Hirtenhemd wieder anlegen. Auf der Werfte, wo sein Vater und Großvater die Tage ihrer Kindheit und ihres Alters verlebt haben, will er, so Gott will, auch leben

und ſterben; in der Familiengruft auf dem neuen Kirchhofe, wo Vater und Großvater zum zweiten Male begraben worden ſind, da ſoll auch ſein Gebein ruhen, bis die Fluthen den neuen Kirchhof erreicht haben. Er ſelbſt hat den Vater und Großvater zum zweiten Mal beerdigt, als die Schreckensfluth die alte Kirchhofswerfte zerſtört hatte; — ſeine Nachkommen werden ſeinen Gebeinen den gleichen Liebesdienſt erweiſen: in dieſer und in beſſerer Hoffnung wird er nach zurückgelegtem Mannesalter mit den in der großen Welt geſammelten Erfahrungen ein ſtiller Schäfer auf der umflutheten Hallig.

Jetzt iſt Babe daheim bei Mem; aber die Söhne ſind in der fremden Ferne. Ein rechter Halligſohn iſt jedoch auch in der wilden Fremde mit ſeinem Herzen daheim. Die heilige Heimathsliebe iſt ihm Steuer und Compaß; denn ſie wurzelt in der Liebe zur rechten Heimath. Das Gehorchen wird ihm leicht. Der harte Dienſt auf dem Schiffe wird ihm nicht ſauer; denn er iſt abgehärtet worden im Wind und Wetter an der rauhen Küſte der Nordſee. Darum avancirt er ſchnell vom Kajütenjungen zum Leicht- und zum Vollmatroſen. Nach jahrelanger Abweſenheit beſucht er ſeine Hallig wieder einmal auf ein paar Monate, wirbt um Herz und Hand eines Halligmädchens auf der benachbarten Werfte, „bringt's aus“, d. h. geht mit ſeiner Auserwählten von

der Kirche nach Hause und nimmt mit ihr die Glückwünsche an. Aber schon am Nachmittage nach dem „Ausbringen“ tragen die ledigen Burschen der Hallig nach alter Landessitte ein mit bunten Flaggen und Wimpeln geziertes Boot vor seine Hausthür, das ihm sagt: Du kannst nicht daheim bleiben; willst du einen eignen Hausstand gründen, so entreiße vorher der See die Mittel, einen festen Grund zu legen. Hast du das gethan, so magst du wiederkommen.

Dann geht's wieder hinaus auf die See. Der Vollmatrose wird Steuermann. Der Steuermann kehrt heim, macht Hochzeit und gründet einen Hausstand. Der Gründer des Hausstandes verläßt den Grund und Boden abermals und sucht auf der See die Mittel, den Wohlstand des Hauses fester zu begründen.

Er kehrt doch wieder heim? Ach Gott, die See fordert viele Opfer; die klimatischen Fieber in den tropischen Ländern raffen so manches Menschenleben hinweg; dann und wann ereignet sich's auch, daß ein mit Seefahrern heimkehrendes Schiff angesichts der Hallig zu Grunde geht und der heimkehrende Seemann als Leiche auf seine Werfte hinaufgetragen wird. Gleichwohl spreche ich mit einem Manne, der, nachdem er das Leben auf unsern Halligen kennen gelernt und gehört hatte, wie so mancher Insulaner früh stirbt, in die Worte ausbrach:

„Nimm deine Waage, mein Freund! Leg' in die eine Schaale: langes Leben, häufige Langeweile, vielen häuslichen Kummer, langwieriges Siechlager, langwierigen Todeskampf — und in die andere: kurzes Leben, kräftiges Leben, erlaubten Genuß, geringen Kummer, schnellen Tod; nun sieh, ob das Zünglein nicht ziemlich lothrecht steht."

Es kommt nicht selten vor, daß die Angehörigen eines Seefahrers es gar nicht erfahren, wenn dieser in der Ferne sein Grab gefunden hat. Dann leben und schweben die Daheimgebliebenen zwischen Furcht und Hoffnung, bis der Tod sie erlöst. Umgekehrt ereignet sich's auch, daß ein Seefahrer von den Seinigen als gestorben und begraben — in den Wellen begraben — betrauert wird, während er noch lebt und sich im besten Wohlsein befindet.

So brachten die Zeitungen im Winter 1859 folgende Nachricht: „Vor sechs Jahren heirathete ein junger Seemann auf der Hallig Hooge seines Nachbars Tochter. Das junge Paar lebte idyllisch — wie man überhaupt dort, wenn auch im Schooße des Meeres und in den Armen des Sturmes, lebt — ein halbes Jahr zusammen: da schlug die Stunde der Trennung. Der Beruf rief den Mann von der trauten Schwelle seines Glücks in die Welt hinaus. Er ging von Hamburg aus auf große

Seereiſen und ließ dann ſeiner Frau, die ihm inzwiſchen eine Tochter gebar, regelmäßig Geld auszahlen, bis vor einem Jahre ein anderer Seefahrer die traurige Nachricht brachte, daß der Hoogmann in Südamerika am gelben Fieber geſtorben ſei. Seitdem blieb die tiefgebeugte junge Frau als Seemannswittwe nicht allein ſtets in Trauer gekleidet, ſondern auch wie niedergeſchmettert allen Erdenfreuden abgewandt. Wie vom Himmel geſandt erhielt ſie aber vor vier Wochen einen Brief von ihrem todtgeglaubten Manne, worin dieſer ſie aufforderte, ihm an einem beſtimmten Tage nach Huſum entgegenzureiſen. Das Zuſammentreffen fand hier am Bahnhofe ſtatt. Die Frau ſank ohnmächtig in die Arme ihres ihr auf's Neue geſchenkten Mannes, erholte ſich aber bald wieder, und die beiden Glücklichen reiſten darauf nach ihrer lieben Hallig. Der ſchlanke rüſtige Seemann hatte von Californien aus gefahren und ſich ein hübſches Sümmchen erworben, beabſichtigte aber gleichwohl, wieder dahin zu gehen, um mehr zu verdienen."

Zur Erläuterung einiger in dieſem Abſchnitte berührten Gegenſtände theile ich hier einige Nachrichten aus der Chronik der Halligen mit, die von frieſiſchen Inſulanern aufgezeichnet worden ſind.

Im Spätſommer des Jahres 1744 waren die hieſigen Grönlandsfahrer, die damals von Holland aus die nor-

diſchen Gewäſſer befuhren, mit werthvollen Ladungen nach Holland zurückgekehrt. Die Schiffsmannſchaften hatten ihren Lohn empfangen, und hundert und zwanzig nordfrieſiſche Walfiſchfänger hatten ſich bereits auf dem Schmackſchiffe des Pai Mellefs von Föhr eingeſchifft, um, wie ſie hofften, nach wenigen Tagen bei den Ihrigen zu ſein und ihnen die Früchte ihres Fleißes und ihrer Sparſamkeit darzubringen; ja, ſie hatten ſchon den größern Theil der Heimreiſe von Holland zurückgelegt: da ereilte faſt im Angeſicht des heimathlichen Strandes ein furchtbarer Nordweſtſturm ihr Fahrzeug. Das mit Menſchen angefüllte Schiff ging zu Grunde, daß auch nicht Einer lebendig an's Land kam. Die Leichname der Verunglückten trieben mehrentheils an den heimathlichen Strand, „da ſie denn“ — wie der Halligprediger Lorenzen ſchreibt — „wenn man auf den Watten einige dieſer Leichname angetroffen, gleich angefangen haben zu bluten, als wollten ſie nach dem Tode klagen, wie es ihnen ergangen, und um ein Begräbniß bitten.“

Paſtor Lorenzen, weiland auf Nordmarſch, beſchreibt die Zerſtörung eines alten Hallig-Kirchhofs alſo: „Am weſtlichen Ufer von Nordmarſch iſt der alte Kirchhof zu ſehen, auf welchem noch ein kleines altes Häuschen ſteht. Vor ein paar Jahren war ich dahin ſpaziert, dieſe meine Geburtsſtätte oder vielmehr die Rudera derſelben zu be-

ſehen, fand aber einen erbärmlichen Anblick. Die Fluth hatte ſchon das meiſte von der Werfte weggeſpület und überall entſetzlich gehauſet. Die Särge waren großentheils zum Vorſchein gekommen, viele davon zerbrochen, und die Gebeine allenthalben umhergeſtreut. Hier ſahe man auf fünfzig Schritte das Feld mit Todtenköpfen gleichſam überſäet, und die Gerippe der Körper hin- und hergeworfen, und dachte ich damals an das Feld Heſekiels (Cap. 37), welches voller Todtengebeine lag. Nachgehends ſind dieſe Gebeine aufgeſammelt und auf dem jetzigen Kirchhofe eingeſcharrt worden."

Auf der Hallig Oland kamen vor einigen Jahren auf der alten Kirchhofswerfte hart am weſtlichen Ufer des Eilandes ebenfalls die Särge wieder zum Vorſchein. Eine wilde Ente benutzte damals einen aus dem Abhange des Ufers hervorragenden morſchen Sarg, um zwiſchen den Todtengebeinen ein Neſt anzulegen, in welchem ſie ihre Eier ausbrütete.

Das iſt Gottes Finger!

Unter dieſer Ueberſchrift will ich dir, lieber Leſer, einige Nachrichten über wunderbare Errettungen in Waſſersnöthen mittheilen, ganz ſo, wie ſie mir brieflich

von Halligleuten mitgetheilt worden ſind. Mögeſt du, wenn du das Capitel geleſen haſt, auch ſprechen: Das iſt Gottes Finger!

Die noch im Jahre 1863 *) auf der Hallig Nordſtrandiſch Moor lebende Wittwe Margaretha Hanſen wohnte im Jahre 1825, zur Zeit der großen Ueberſchwemmung in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar, mit ihrer Familie auf einer der älteſten Werften des Moores und zwar hart am Ufer. Die niedrige Werfte war von ſechs Perſonen bewohnt, einer alten Großmutter, dem Ehepaar Hanſen und drei erwachſenen Stieftöchtern. Die Fluth überraſchte dieſe Leute dermaßen, daß es ihnen nicht möglich war, auf eine höher liegende Werfte hinaufzuflüchten, wie ſie es bei Ueberſchwemmungen zu thun pflegten. Um zehn Uhr Abends war das Waſſer ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie ſich nach dem Heuboden hinaufflüchten mußten. Nach dem Kalender war es jedoch erſt zwei Stunden nach Mitternacht höchſte Fluth. Die Familie ſaß zähneklappernd mit durchnäßten Kleidern auf dem Heuboden; denn die Wogen hatten ſchon um ſie herumgeſpielt, als ſie das Hausgeräth und die widerſtrebenden Schafe zuerſt hinaufgeſchafft hatten, und die

*) Die Bezeichnung „noch lebend“ bezieht ſich überall in dieſem Abſchnitte auf das Jahr 1863.

Winternacht war kalt. Auf dem Heuboden ſahen ſie nichts, hörten aber deutlich, wie die Wogen an die Mauern ſchlugen, und vernahmen, wie das Haus in ſeinen Grundfeſten erbebte. Die Geängſteten krochen nach dem öſtlichen Theil des Bodens, weil ſie erwarteten, daß die weſtliche Mauer zuerſt einſtürzen werde. Es dauerte auch nicht lange, bis der weſtliche Theil des Hauſes, Mauern und Dach, zuſammenſtürzte und von der Fluth weggeriſſen wurde. Da ſtürzte der mit Hagel und Schloßen vermiſchte Giſcht von oben und unten herein. Für die Ehefrau Hanſen war die Zeit gekommen, daß ſie gebären ſollte. Sie lag jammernd und wehklagend auf dem Heuhaufen. Die Großmutter kauerte an ihrer Seite und betete: Mein Gott, ich bitt', durch Chriſti Blut mach' es mit unſerm Ende gut. Da brach das Sparrwerk mit dem Dache krachend zuſammen, und die wehklagende Frau Margaretha kam gerade unter dem herabgeſtürzten Hahnenbalken zu liegen. Man beeilte ſich, Heu herauszupflücken, damit keiner erdrückt werde. Doch das Sparrwerk mit dem Dache ſank immer tiefer herab und drohte Alle zu erdrücken. Die Bedrängten riefen Gott an in ihrer Noth. Gott erhörte ihr Gebet; denn auf einmal erhob ſich das Sparrwerk gleich einem Gezelt, und Sturm und Fluth riſſen es hinweg, daß die Geängſteten auf einmal auf ihrem Heuklamp unter dem bloßen

Himmel lagen, während das Waſſer um ſie herum eine Höhe von 21½ Fuß erreicht hatte. Der Heuklamp war jetzt unmittelbar von den Fluthen bedroht und ſchwankte ſchon hin und her. Jeden Augenblick erwarteten die Unglücklichen den Tod. Da ſprach der Allmächtige zu den Wogen: Hieher, nicht weiter, legt euch hie! und das Meer und die Waſſerwogen wichen zurück. Die Ebbe trat ein. Aber die Armen mußten noch den ganzen Tag, die auf die ſchauerliche Nacht folgte, ohne Eſſen und Trinken, ohne trockne Kleider, zitternd an allen Gliedern, zwiſchen den Ruinen ihres Hauſes zubringen. Die nächſten Nachbarn befanden ſich in ähnlicher Lage und vermochten ebenſowenig die Ruinen ihrer zerſtörten Wohnungen zu verlaſſen; denn alle Böte waren weggetrieben. Es ebbte wohl, aber ſehr langſam. Erſt ſpät am Abend watete die Hanſen'ſche Familie bei Mondſchein mehrere hundert Ruthen weit, immer bis an's Knie im Waſſer, nach einem Hauſe, das wenig gelitten hatte, weil es auf der höchſten Werfte lag. Hier verſammelten ſich nach und nach vierzig Perſonen, die außer dem nackten Leben nichts gerettet hatten. Jeder wußte nur zu klagen und zu ſagen, was er ausgeſtanden und wie Gott geholfen habe. Die jammernde und wehklagende Frau Margaretha wurde in ein Bett gelegt, und alsbald entwand ſich ihrem Schooße ein geſundes Töchterlein.

Womit ſollten ſich die Leute erquicken, da es ſogar an Waſſer fehlte, indem die Fluth alle Brunnen und Fethinge mit Seewaſſer gefüllt hatte? — Der Herr hatte im Voraus geſorgt. Da es den ganzen vorhergehenden Herbſt und Winter geſtürmt hatte und viele Schiffbrüche ſtattgefunden hatten, auch die Ladung eines mit Wein befrachteten Schiffes ein Spiel der Wellen geworden war, ward manchem Halligmann ein volles Weinfaß in der Fluth auf die Werfte hinaufgerollt, während die Fluth auf andere Werften genießbare Südfrüchte hinaufwarf. Beſonders der Wein kam den Leuten jetzt zu ſtatten, da es an jedem andern Getränk fehlte. Die Halligleute kochten den unverfälſchten Wein, tranken davon und wurden alle berauſcht, wenigſtens angetrunken.

Frau Margaretha konnte ihr Kind nicht in Windeln wickeln, denn es fehlte an Allem, wofür ſonſt bei der Geburt eines Kindes geſorgt iſt. Das Kind wurde in Betttücher eingehüllt, lag ſorglos an der Mutter Bruſt, und die alte Großmutter meinte, der Gott, der Mutter und Kind geholfen, ſei der rechte Vater, der allen Halligleuten helfen und Alles herrlich hinausführen werde.

Das Kindlein war von ſeiner Geburt an ſtark und kräftig. Es empfing ſpäter in der heiligen Taufe den Namen Margaretha Johanna. Aus dem Kindlein iſt eine Jungfrau und Frau geworden. Mar-

garetha Johanna lebt noch und erzählt gern, was der Herr an ihr gethan hat.

In derselben Nacht saß Hans Jensen auf Nordstrandisch Moor mit seiner Frau und seinen beiden Kindern unter dem Hahnenbalken. Sein Haus lag in der Nähe der Kirche, mit dieser auf einer Werfte. Hans Jensen hörte von seinem Versteck aus, wie die Mauern der Kirche einstürzten, und erwartete, daß die Reihe jetzt an sein Haus gekommen sei. Was er erwartete, geschah auch. Die Fluth zerriß das Haus in zwei Theile, von unten an bis oben hinauf. Darauf löſ'te sich die Decke mit dem Heuklamp und einem Theile des Daches von den Balken und Ständern ab, daß es den Fluthen leicht ward, dieses halbe Dach fortzuschwemmen. Es war gerade derjenige Theil des Daches, unter welchem Jensen mit seiner Frau und einem Kinde auf dem Heu kauerte, der fortgeführt wurde. Das andere Kind, ein Knabe von sechs Jahren, hatte sich an dem andern Ende des Bodens zu schaffen gemacht, oder war bei der Ablösung der zuerst fortgeschwemmten Hälfte vom Heuklamp herabgefallen, genug, er war zurückgeblieben, als die Eltern nebst dem andern Kinde ihre unwillkührliche Reise angetreten hatten.

Der Knabe wurde in der Dunkelheit nicht gleich vermißt. Hans Jensen befahl sich und die Seinigen in

Gottes Hand, während sie sich an den Sparren und Latten ihres seltsamen Fahrzeuges fest hielten. Ihre einzige Hoffnung war, auf der höchsten Werfte zu stranden, und diese Hoffnung ging in Erfüllung. Die Fluth setzte das halbe Dach mit seinem ganzen Inhalte auf jener Werfte ab, wo ein Haus stehen geblieben war. Es gelang den Bewohnern dieses Hauses, den drei Leuten das Leben zu retten; aber wo war der Knabe? — Vater und Mutter wollten sich nicht trösten lassen. Das Kind war spurlos verschwunden. Jeder machte sich den Vorwurf, er sei nur auf die Erhaltung des eigenen Lebens bedacht gewesen.

Aber die Engel des Herrn, deren Geschäft es ist, die Kinder der Menschen zu behüten, haben sich um den in dem zerrissenen Hause zurückgebliebenen Knaben gelagert und ihn behütet.

Wohl rissen die Wogen das Dach, unter dem der Knabe auf dem Heuklamp saß, mit sich fort, wohl schwemmte die See den Heuklamp selbst fort, aber nur, um als Dienerin des Allmächtigen den auf dem Heu kauernden, von Vater und Mutter verlassenen Knaben diesen wieder zuzuführen; denn der Heuhaufen mit dem Knaben trieb gerade auf jenes Haus los, in welchem die geretteten Eltern den Tod ihres Lieblings beweinten.

Auf einmal hört die Mutter, wie draußen gerufen

wird: „Mem, hir ben ick!“ (Mutter, hier bin ich). Schnell wurde die gegen den Andrang der Wogen verrammelte Thür aufgethan. Vater und Mutter umarmten ihr ihnen zum zweiten Male geschenktes Kind und dankten Gott; denn nun fehlte kein theures Haupt. Der gerettete Knabe ist ein Mann geworden. Er lebt noch und weiß, wie Margaretha Hansen, zu erzählen, daß wenn die Noth am größten, Gott mit seiner Hülfe am nächsten ist.

Nun eine dritte Geschichte von dem Finger Gottes. Auf der Hallig Langeneß wohnte und wohnt noch der reiche Broder Todsen auf Ketelswarf. Er hatte ein großes und schönes Haus, dessen Zimmer und sonstige Räumlichkeiten mit dem besten aus Holland herübergeholten Mobiliar und Geräth ausgestattet waren. An baarem Gelde war auch kein Mangel. In jeder Wandbettstelle ein hochaufgemachtes vollständiges Bett, im Ganzen sieben. Genug, der gute Broder hatte einen reichen Segen an irdischem Gut, dazu eine junge Frau, die ihm einen Monat vor der Februarfluth des Jahres 1825 ein Töchterlein geboren hatte, das der Eltern Lust und Herzensfreude war.

Da kam die Fluth. Die Bewohner des Hauses flüchteten sich auf den Heuboden hinauf und machten es nicht, wie Lot's Weib. Sie dachten nämlich zunächst daran, ihr Leben zu retten, und ließen das Hausgeräth

in den Zimmern. Vielleicht erwarteten ſie auch nicht, daß die See ſo hoch ſteigen und ſo große Verwüſtungen anrichten werde.

Es ging auch hier anders, als viele Halliglente erwarteten. Die Fluth riß zuerſt das Weſtende des Hauſes weg, dann das Dach ringsum; die Mauern ſtürzten ein, und zuletzt ſtand nur noch die Mauer, welche die Küche und eine neben derſelben liegende Kammer umgab, nebſt einem Stumpf des Schornſteins. Dieſer kleine Raum ſollte der noch ſchwachen Mutter und dem zarten Kinde auf längere Zeit zum Aufenthaltsorte und zum Schutz gegen die Unbill der Witterung dienen, ſollte den Leuten, die bisher in einem großen Hauſe gelebt hatten, zeigen, daß man auch in einer Ruine glücklich ſein kann.

Broder und ſeine Frau ſahen von ihrem Heuklamp aus, wie die Mauern zerbröckelten und einſtürzten, wie das Dach ſich ablöſ'te und wegwehte. Sie ſahen, wie die Mauer, die den erwähnten Raum einſchloß, Stand hielt und tröſteten einander damit, daß ihnen doch ein Obdach und einige Vorräthe bleiben würden, wenn Gott ſie am Leben erhalten würde.

Da reißt die See die Küchenthür auf. Die Wogen haben jetzt freien Spielraum, und über ein Kleines, — Küche und Kammer werden nicht mehr ſein. Siehe, da kommt eine leere Jolle herangeſchwommen, den Vorder-

steven gerade gegen die offene Küchenthür gerichtet. Die Jolle hat genau die Breite der Küchenthür. Sie klemmt sich zwischen die Thürpfosten ein, füllt die Oeffnung aus und hält die Wogen von weiterer Zerstörung ab.

Die See wich zurück. Broder Todsen stieg mit Weib und Kind vom Heuboden herab, verschmerzte den Verlust seiner holländischen Mobilien, suchte und fand zwischen dem Schutt und in dem aufgewühlten Kleiboden mehrere seiner Geldrollen und viele einzelne Goldstücke wieder, lebte wochenlang in der kleinen Behausung, die ihm geblieben war, und erbaute sich später auf derselben Stelle ein neues Haus. Küche und Kammer ließ er, wie die Fluth sie gelassen hatte. Die Spuren der zwischen den Thürpfosten festgehaltenen Jolle sind noch zu sehen. Der Erzähler hat sie gesehen und mit Broder Todsen den Finger Gottes darin erblickt.

Wie Gott dem Hallig-Strandvogt Nommen Jacobsen auf Klein Moor in derselben Ueberschwemmung das Leben rettete, möge dir von einem Halligmann erzählt werden. Der genannte Strandvogt war Wittwer und wohnte mit seinen alten Eltern unter einem Dache. Als nun, wie überall auf den Halligen, auch hier die Fluth an die Thüren klopfte, Einlaß begehrte und fand, flüchteten die Bewohner des Hauses vor dem unheimlichen Gaste nach dem Boden. Nommen sah

zur Dachluke hinaus und gewahrte mit Schrecken, daß die Mauern des Hauses bereits eingestürzt waren und die Hausgeräthe, als Tische, Stühle, Schränke, Wollkörbe, Spinnräder, Stallgeräthe u. s. w. wirr durch einander auf der Wasserwüste umherschwammen. Er sah auch, wie sein großer Koffer, in welchen mehrere werthvolle Sachen eingepackt waren, flott geworden war und sich anschickte, das Haus und die Werfte zu verlassen. Hier und da stieß der schwere Koffer noch auf den Grund; denn die Fluth hatte ihre fürchterliche Höhe noch nicht erreicht. Nommen will den Koffer mit dem „heimlichen Reichthum“ an Linnenzeug und Bettgewand so gern behalten, ergreift schnell eine Leiter, läßt sie durch die Dachluke hinab in die Fluth und auf den schlüpfrigen Boden, steigt hinab in die brausenden Wogen, erfaßt glücklich den eisernen Griff des Koffers und wagt einen Kampf mit der See. Während er den Koffer nach dem Hause zurückzuziehen bemüht ist und sich wirklich bis zu einem Ständer mit dem schweren Koffer hindurch arbeitet, schlagen ihm die Wogen über den Kopf. Der starke Nommen hält Stand. Er löf't, während er mit der einen Hand den Griff des Koffers festhält, mit der andern seine starken Strumpfbänder ab und bindet dann den Griff des Koffers an den schon vom Mauerwerk entblößten Ständer fest. Nun soll er wieder zurück,

nämlich hinauf auf den Boden. Durch die Dachluke kann er nicht mehr hinaufkommen; denn die Fluth hat mit dem westlichen Theile des Hauses, in welchem sich Dachluke befand, zugleich die Leiter fortgeschwemmt, während er sich mit dem Koffer abgemüht hat. In dem stehengebliebenen Theile des Hauses, wo die Eltern auf dem Heuboden kauern und schon alle Hoffnung aufgegeben haben, den Sohn jemals wieder zu umarmen, ist nur eine einzige flach aufliegende Luke in der Decke des Feuerungsraumes neben der Küche. An den Rand des ringsum mit zusammengepreßtem Heu bedeckten Bodens wagen die Alten sich nicht; Nommen kann auch nicht dahin kommen. Die einzig mögliche Art der Rettung ist, daß er sich durch jene einzige Oeffnung der Decke hinaufschwingt. Wie dahin gelangen? „Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten und du sollst Mich preisen," spricht unser Gott in seinem Worte. Nommen ruft zu Gott, die Eltern rufen zu Gott. Er hat schon geantwortet, noch ehe sie riefen.

Da Nommen Strandvogt war, lagerten mehre im letztverwichenen Herbste gestrandete Fässer und Oxhofte mit Wein in den Räumen seines Hauses. Die Fluth spielte mit den Fässern und Oxhoften wie mit Eierschaalen. Und siehe, auf des Herrn Geheiß rollt eine mächtige Woge gerade im rechten Augenblick ein großes Weinfaß

heran, ſtellt es vor dem bis an die Herzgrube im Waſſer ſtehenden, ſehnſüchtig nach der Bodenluke hinaufblickenden Nommen, gerade unter der Bodenluke, auf das Ende, daß er ſich hinaufſchwingen und mit den Händen den Rand der Oeffnung erreichen kann. Im Nu ſchwingt er ſich hinauf und ſtreckt den Eltern die Hände entgegen. Die Alten ziehen ihn mit großer Mühe zu ſich herauf, und — weg war das Weinfaß. Nommen und ſeine Eltern ſind gerettet.

Hier ſah man recht „Gottes Umdenken“, meint der noch lebende Nommen, der ſein Lebenlang nicht vergeſſen wird, daß Der, der da oben waltet, Weg' hat allerwegen, daß es Ihm an Mitteln nicht gebricht, die Seinen zu erhalten, wenn Rath und Hülf' gebricht.

Freuen wir uns mit Nommen Jacobſen über Gottes Umdenken!

Druck von C. F. Mohr in Kiel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google